

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Lebenserinnerungen eines Schulmanns

Wendt, Gustav

Berlin, 1909

Inhalt des Buches

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6823

Ob ein in seiner Arbeit ergrauter Schulmann gut daran tut, sein Leben weiteren Kreisen zu erzählen und ihnen seine Erfahrungen mitzuteilen, mag so manchem zweifelhaft erscheinen. Die meisten feiern den Tag, der sie für immer vom Joch der Schule befreit; es ist ja auch sichere Tatsache, daß „Pedant“ ein Fremdwort ist, abzuleiten vom italienischen pedagogante. Die Gesellschaft aber von Pedanten wird eher geflohen als gesucht. Auch würde sich, wer andere mit Schulgeschichten unterhalten will, vergebens auf das Wort des Philosophen Herbart berufen, Langeweile sei die Todsünde aller Pädagogik. Denn jedenfalls hätte dieser den Ausspruch nicht getan, wenn ihm nicht schon eine Reihe von Beispielen vorlag, wo gerade Schulmänner dieser Sünde verfallen waren. Deshalb habe ich lange geschwankt, ob ich diese Blätter der Öffentlichkeit übergeben solle. Es gehört zu den Schwächen des jetzt lebenden Geschlechts, daß allzuviele uns ihr Leben erzählen, die besser täten zu schweigen. Nun ist es unbestreitbare Wahrheit, die keineswegs nur für Juristen gilt, daß niemand Richter in eigener Sache sein darf. Unter denen aber, die mir zugeredet haben, meine Lebensgeschichte der Öffentlichkeit zu übergeben, sind solche, deren Urteil mich auch sonst in meinen Entschlüssen bestimmt hat. Auch ist die Zahl ehemaliger Schüler, die sich meiner noch später erinnerten und mir das gelegent-

lich ausgesprochen haben, sehr groß geworden. Das läßt mich hoffen, ihnen werde ein solcher Rechenschaftsbericht über das von mir Erlebte und Erstrebte willkommen sein. Jedenfalls war es mir beschieden, länger als die meisten meiner Amtsgenossen Erfahrungen zu sammeln, und zwar in weit auseinander liegenden Gegenden des deutschen Vaterlandes, in einer Zeit, die einen Wendepunkt in der Geschichte unseres Volkes bildet.

Geboren bin ich am 24. Januar 1827 in Berlin. Mein Vater war damals Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Die ursprüngliche Heimat unsrer Familie ist das dereinst von Wenden am linken Elbufer bewohnte Land. Daher mag auch der Name kommen; die Gegend um Lüneburg heißt noch jetzt das Wendland. Von dort sind Mitglieder des Geschlechts in das Lippesche Gebiet gelangt. Die Familie gehörte dem Adel an; Verzweigungen sind nach Westfalen, andere in die Rheinpfalz gezogen. Im 18. Jahrhundert erbte sich das evangelische Pfarramt einer pommerschen Stadt Fiddichow in unsrer Familie fort; aber auch unter den Geistlichen der Stadt Königsberg in der Neumark findet sich der Name. Einer dieser Prediger verzichtete dann auf den Adel. Im Anfang des 19. Jahrhunderts wurde mein väterlicher Großvater Gustav Wendt, der in Königsberg Superintendent war, als Propst an die Andreaskirche in Crossen an der Oder berufen. Dort hat er sein Amt bis 1839 verwaltet. Vermählt war er mit einer Tochter des Reiterobersten von Tempky gewesen. Dem Ehepaare waren vier Kinder geboren worden; das älteste war ein Sohn, Gustav, der 1795 zur Welt kam; es folgte 1802 eine Tochter, die sich später mit dem Proviant-

meister Schulze in Reife verheiratet hat, dann 1803 mein Vater Heinrich, zuletzt der jüngste Sohn Otto.

Näher kennen gelernt habe ich von diesen den Onkel Gustav, der mit meinem Vater stets durch herzlichste Bruderliebe verbunden war. Seine Schulbildung hatte er auf dem Pädagogium in Züllichau erhalten, war, noch nicht 18 Jahre alt, als Abiturient, von patriotischer Begeisterung erfüllt, bei den freiwilligen Jägern im ersten Garderegiment zu Fuß eingetreten, hat beim Sturm auf Groß-Görschen die Bluttaufe empfangen und darauf den Feldzug der großen Jahre 1813 und 1814 mitgemacht. Dann, als Offizier entlassen, wurde er in Berlin Student, und zwar erst auf seines Vaters Wunsch Theologe, ging aber sehr bald zum volkswirtschaftlichen Studium über. Noch einmal wurde er 1815 zur Armee einberufen. Dann beendete er seine Universitätsstudien, wurde bald als Assessor, dann bei der Verwaltung der indirekten Steuern in Breslau beschäftigt, später als Zollvereinsbevollmächtigter und Geheimrat nach Dresden versetzt. Dort habe ich ihn als Student besucht und mich herzlich an seinem Familienleben erfreut. Denn seine Gattin, eine Freiin d'Orville von Löwenclau, war eine der edelsten und liebenswürdigsten Frauen unter allen, denen ich später näher getreten bin. Ihre drei Kinder, zwei Söhne und eine außerordentlich liebliche und anmutige Tochter, kamen mir freundlich entgegen, und ich konnte mich überzeugen, daß der Onkel sich der höchsten Achtung in einem wahrhaft vornehmen Verkehrskreise erfreute. Ebenso genoß er seit 1848, als er zum Generalinspektor des thüringischen Zoll- und Handelsvereins ernannt war und eine schöne Dienstwohnung in Erfurt bezogen hatte, das vollste Vertrauen aller derer,

mit denen ihn seine amtliche Stelle in Berührung brachte und sein mildes und freundliches Wesen gewann ihm allgemein die Liebe seiner Untergebenen und aller derer, mit denen er in seiner Berufstätigkeit zu tun hatte. — Das war keine geringe Zahl, denn er war der Vertreter des Zollvereins bei allen kleineren thüringischen Staaten. In dieser Stellung hat er 22 Jahre gewirkt. Über seiner Gruft erinnerten 1871 die Gewehrsalven daran, daß einer der Veteranen aus den Freiheitskriegen zur Ruhe einging, nachdem ihm noch die Siege des Jahres 1870 eine wahre Herzensfreude gemacht hatten. Seine Gattin, die ihm 49 Jahre treu zur Seite gestanden, hat ihn noch 16 Jahre überlebt, ebenso seine beiden Söhne, die aber beide kein höheres Alter erreichten und unvermählt gestorben sind, während die Tochter noch bei Lebzeiten des Vaters einer schweren Krankheit erlag.

Der jüngste Bruder meines Vaters, Otto Wendt, war 1805 geboren, hatte sich dem Baufach zugewandt, lebte erst als Baumeister in Minden, dann als Kreisbaumeister in Paderborn, wo er 1875 gestorben ist. Er war zweimal verheiratet. Aus der früheren Ehe hatte er eine Tochter und vier Söhne, deren einen, Gustav, ich später in mein Haus nahm. Dieser wandte sich dann dem Studium der neueren Sprachen zu, lebt als Professor in Hamburg und hat sich dort besonders als Lehrer des Englischen, neuerdings auch durch Herausgabe eines Buches über englische Geschichte und Verfassung bekannt gemacht und sich ein glückliches Familienleben zu gründen gewußt.

Mein Vater Heinrich ist 1803 in Königsberg in der Neumark geboren, hat seine Schulbildung in der Ritter-

akademie in Liegnitz erhalten und studierte Philologie in Berlin, war auch ein eifriger Schüler Hegels. Als Mitglied einer Burschenschaft wurde er relegiert, die Strafe ihm aber nachher auf Anordnung des Königs erlassen. Er wurde dann 1824 Oberlehrer am Berliner Friedrich-Wilhelm-Gymnasium und 1825 als Professor an das Graue Kloster versetzt. Dort ist Otto von Bismarck sein Schüler gewesen, der sich in späteren Jahren mit warmer Anerkennung über seinen anregenden Unterricht ausgesprochen hat, aber auch die Strenge seiner Disziplin bei einem Festessen in Gegenwart meines Onkels Gustav hervorhob, ohne die, wie er hinzufügte, aus ihm nie etwas Tüchtiges geworden wäre.

In dasselbe Jahr fällt seine Verlobung mit meiner Mutter, der Tochter des Staatsrats Köhler, eines Mannes, dem alle Mitglieder der Familie, die ihn noch kannten, ein dankbares Andenken bewahren. Sohn eines pommerischen Schiffskapitäns, wurde er in Stettin Kriegs- und Domänenrat; 1806 nach Berlin versetzt erhielt er, da nach der Schlacht von Jena die gesamte Regierung nach Ostpreußen verlegt wurde, den Auftrag, sich mit den in Stettin aufbewahrten Akten und der Kasse nach Colberg zu begeben. Dort hat er die schwere Zeit der Belagerung mit durchgemacht und trat in ein freundliches Verhältnis zu Gneisenau, der ihm auch später wiederholt ehrliches Wohlwollen gezeigt hat. Er ist später noch eine Zeit lang Mitglied der Kriegs- und Domänenkammer gewesen, gehörte aber dann als Staatsrat zugleich dem Ministerium des Innern an. Seit 1813 hat er unter dem Staatskanzler v. Beyme besonders mit der Organisation der Landwehr zu tun gehabt, wurde 1817

Direktor im Ministerium, 1840 Wirklicher Geheimer Rat, 1842 starb er. Er war ein ebenso fleißiger und tüchtiger Beamter als ein freundlicher und allgemein geachteter Mann. Seine politische Gesinnung entsprach den liberalen Bestrebungen Steins und Hardenbergs, durch die alle Erbuntertänigkeit aufgehoben und Gewerbe- und Verkehrsfreiheit hergestellt wurde. Die romantische Weltanschauung Friedrich Wilhelms IV. teilte er nicht und ist ihm im Staatsrat sogar freimütig entgegengetreten. Er war auch ein großer Freund der Musik. Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, daß er uns einmal im engsten Familienkreise eine Arie aus Haydns Jahreszeiten vorsang. Auch gehörte er zum Vorstande der Singakademie. Im geselligen Verkehr war er stets freundlich und heiter. Noch jetzt spiegelt sich die Würde und Liebenswürdigkeit in den Zügen seines Gesichts, wie sie Tieck in wohlgelungener Büste und Krüger in ebenso ähnlicher Kreidezeichnung dargestellt haben. Beide Abbildungen sehen noch immer in meinem Arbeitszimmer freundlich auf mich herab. — Dieses Mannes, der selbst eine wackere Stettinerin, Tochter eines Regierungsbeamten Dieterich, geheiratet hatte, erinnere ich mich deutlich, da mich spätere Besuche bei den Großeltern wieder nach Berlin führten. Seine zweite Tochter Mathilde war meine Mutter. Der Vater hatte sie kennen gelernt, als er auf Wunsch des Großvaters Lehrer seiner Töchter geworden war. Die Hochzeit war 1826 gewesen. In Berlin aber blieben meine Eltern nur bis 1832. In diesem Jahre wurde mein Vater als „Studiendirektor“ des Mariengymnasiums nach Posen versetzt. Dies war damals die einzige höhere Bildungsanstalt in der Hauptstadt der Provinz. Es werden wohl

dringende Gründe gewesen sein, welche die damals von dem hochgebildeten und tatkräftigen Oberpräsidenten Flottwell geleitete Regierung der Provinz bestimmten, dem bisherigen Direktor der Anstalt, Stoc, einen zweiten zur Seite zu stellen. Doch blieb es bei dieser eigentümlichen Einrichtung nur wenige Jahre. Bereits 1834 wurden von dem überwiegend katholischen Mariengymnasium die deutschen, meist evangelischen, Schüler losgelöst und aus ihnen ein zweites deutsches Friedrichs-Wilhelm-Gymnasium gegründet, dessen Direktor nun mein Vater wurde. Diese Anstalt habe ich, als ich die Volksschule durchgemacht hatte, bis zur Abiturientenprüfung 1844 besucht. So knüpfen sich denn meine Jugenderinnerungen mehr an Posen als an Berlin. Zunächst traf uns das schwere Unglück, daß uns die geliebte Mutter durch Lungenschwindsucht entrißen wurde. Vergebens hatte mein Vater außer seinem Hausarzt noch einen der trefflichsten Ärzte der Stadt, Dr. Marcinkowski, zugezogen. Der Leidenden bewies dieser allgemein beliebte und hochgeschätzte Mann die größte und umsichtigste Sorgfalt. Unvergeßlich bleibt es mir, als ich in unserm Garten kurz nach ihrem Tode sah, wie der eben eingetroffene Arzt meinen laut weinenden Vater umarmte, und hörte, wie er ihm die rührendste menschliche Teilnahme aussprach. Man rühmte auch sonst von ihm, daß er den ärmsten Kranken mit derselben Freundlichkeit und Sorgfalt behandle und nötigenfalls unterstütze wie den vornehmsten Edelmann. Auch in bezug auf die Konfession der Erkrankten machte er keinen Unterschied und stand wohl deshalb bei der katholischen Geistlichkeit nicht in besondrer Gunst. Das soll sich später, als er selbst gestorben war, sehr auffällig bei seinem Be-

gräbnis gezeigt haben. Aus der ganzen Provinz strömten Arme, denen er geholfen hatte, herbei, die Geistlichkeit hielt sich fern.

Von meinen Schülererlebnissen habe ich nicht viel zu berichten. In bezug auf Zucht und Ordnung ließ jedenfalls das neu begründete Gymnasium nichts zu wünschen. Freilich reichten die Räume des auf der Schützenstraße angekauften Hauses, worin auch mein Vater seine Dienstwohnung hatte, bald für die wachsende Schülerzahl nicht mehr aus, zumal sich nach kurzer Zeit das Bedürfnis einer oder mehrerer zum Gymnasium gehörenden Vorschulklassen herausstellte. Nun ließ sich zwar auf dem Raum neben dem Schulhaus ein Nebengebäude aufführen, trotzdem mußten einige der unteren Klassen in ein nicht gar zu entfernt liegendes Gebäude, das „Odeum“, ausgemietet werden. Die Disziplin wurde streng gehandhabt, auch ein Rohrstoß durfte in unteren und mittleren Klassen die Sünder strafen. Obschon die Schülerzahl in diesen allzugroß war, herrschte doch gespannte Aufmerksamkeit, und die Leistungen waren in den meisten Lehrfächern recht befriedigend. Der Lehrplan wich nur darin von dem der übrigen preußischen Gymnasien ab, daß auch der polnische Unterricht obligatorisch war, obschon es kaum einem deutschen Schüler gelungen ist, genügende Redefertigkeit in dieser slawischen Sprache zu erreichen. Auch ich habe es dazu nicht gebracht, obschon meine Aussprache der keineswegs leichten polnischen Konsonanten und Zischlaute gelobt wurde. Freilich wird man überhaupt darauf verzichten müssen, in größeren Klassen so weit im Gebrauch einer fremden Sprache selbst bei vermehrter Stundenzahl zu gelangen, wie sich dies durch einen

gar nicht sehr lange währenden Aufenthalt im fremden Lande verhältnismäßig schnell erreichen läßt. Damit soll aber nicht geleugnet werden, daß im neu sprachlichen Unterricht im großen und ganzen bessere Ergebnisse erzielt werden könnten, als es an vielen Schulen tatsächlich gelingt. Übrigens war in Posen schon damals das Verhalten der Polen zu ihren deutschen Mitbürgern keineswegs besonders freundlich und hat sich seitdem immer noch verschlechtert.

Bald stand unser deutsches Gymnasium auch nach außen in gutem Ruf, so daß ihm Schüler von benachbarten, innerhalb der Provinz Posen oder den angrenzenden schlesischen Distrikten zugewiesen wurden. Zu diesen gehörte auch Kuno Fischer, dessen Vater als Pfarrer in der schlesischen Stadt Winzig bisher seinen Sohn selbst unterrichtet hatte und ihn nun in das Haus seines Bruders brachte, der in Posen Rechnungsrat war. Jetzt führte dieser seinen Neffen zu meinem Vater, damit der ihn für die Aufnahme ins Gymnasium prüfen ließe. Damals hat Kuno mich zum erstenmal gesehen und die Umstände, unter denen dies erfolgte, in treuem Gedächtnis behalten. Denn als ich, an Jahren ihm etwas nachstehend, 1897 meinen 70. Geburtstag feierte, kam er von Heidelberg nach Karlsruhe; wir hatten längst die alte Freundschaft erneuert und er sprach mir einen herzlichen Glückwunsch aus. Dann aber, als wir mit einigen guten Freunden am Eßtisch saßen, erzählte er allerlei aus seinen Schuljahren in Posen; so schilderte er auch mich, wie ich ihn, damals ein kleiner Bursch mit langen Haaren, angestarrt, nachher aber vertraulich mit ihm geredet hätte. Auch ich trat dann in die unterste Klasse ein und wir haben darauf das ganze Gymnasium zusammen durchlaufen.

Gerade die Ereignisse, die uns damals schon belustigten, wurden nun ebenfalls erwähnt, wie sie denn auch sonst oft genug Gegenstand unsrer Gespräche waren. Da war es besonders der älteste Professor des Lehrerkollegiums, Professor Martin, der, ein sehr gelehrter Philologe, in den obern Klassen häufig die Heiterkeit der ganzen Klasse erregte, öfter mit Absicht, bisweilen aber auch unwillkürlich. Am Gymnasium nämlich wurde die erste Schulstunde jedes Tages entweder mit einem kurzen Gebet eröffnet oder mit der Verlesung von Versen eines Kirchenliedes. Nun hatte der an Jahren älteste unsrer Primaner, Menzel, die Gewohnheit etwas zu spät zu kommen, so daß eine störende Unterbrechung der auf dem Katheder bereits begonnenen Vorlesung erfolgte. Da ereignete sich nun folgendes. Der Professor las:

„Gib, o Höchster, daß mir nie —

Menzel trat ein —

„Menzel, wenn Sie noch einmal zu spät kommen, schmeiß' ich Ihnen mein Gesangbuch an den Kopf!“

Ungenutzt ein Tag entflieh.“

Derselbe Herr aber hatte die Überzeugung, daß ihm eine ungewöhnliche Fülle von Witz zur Verfügung stehe und wenn ihm eine scherzhafte Wendung einfiel, geriet er immer schon in lautes Lachen, ehe der Witz dem Zaun seiner Zähne entflohen war. Dies wurde nun zum Signal für die Klasse, sobald die witzige Bemerkung gehört war und ein durch starken Haarwuchs ausgezeichneter Primaner sich mit der Hand in seine Locken fuhr, ein weithin schallendes Gelächter anzustimmen. So fängt z. B. Livius' 21. Buch

mit den Worten an: Jam ver appetebat. Daran schloß sich folgende Erläuterung: (schon lachend) „appetere heißt eigentlich Appetit haben. Aber der Frühling kann doch keinen Appetit haben“ — erste Lachsalve — „sondern hier heißt es ‚der Frühling war im Anzug‘, aber nicht so im Anzug, wie ich im Anzug bin“, (auf den eigenen Rock weisend) — zweite Lachsalve. Diese Neigung des Professors wurde nun in ganz eigner Art ausgebeutet. Wenn einer von uns schlecht vorbereitet war und beim Übersetzen ins Stocken geriet, so wiederholte jener Locken-umwallte sein Signal, und alsbald erscholl aus aller Munde lautes Gelächter. „Was haben Sie denn?“ fragte dann der Lehrer. „Ach“, sagte dann einer, „uns fiel allen der Witz von voriger Woche vom Frühling und dem Appetit (oder irgendein anderer früher vorgekommener) ein.“ Das brachte den Herrn Professor regelmäßig wieder zu so herzlichem Lachen, daß er hinterher einen andern aufrief. Der Direktor, also mein Vater, hat allerdings diesen Unfug nicht ohne Erfolg bekämpft. Auch war Martin ein tüchtiger Philologe und mehrere seiner Schüler sind recht gute Lehrer der alten Sprachen geworden. Viele aber hatten doch noch mehr Freude an diesen komischen Szenen, und ich bedaure bekennen zu müssen, daß mir damals die volle Bedeutung der alten Schriftsteller noch nicht aufgegangen ist. Aber auch die Mathematik und Naturwissenschaft gewannen mir keine besondere Teilnahme ab, obschon diese Fächer in Professor Löw einen hervorragenden Lehrer hatten, bei dem im Unterricht sich allerdings mehr strenger Ernst als freundliches Wohlwollen fühlbar machte. Namentlich hatte er sich gewisse mit Seufzern verbundene Rede-

wendungen angewöhnt, die manche seiner Schüler ebenso getreu nachzuahmen wußten, als seinen echt sächsischen Dialekt. Er machte dann seinen gepreßten Herzen Luft, indem er nach unrichtigen Schülerantworten rief: „O du mein Jammer, o du mein grüner Jammer, o du mein grüner blühender Jammer!“ Die erforderlichen Kenntnisse aber habe ich mir in seinen Stunden angeeignet; wenigstens sagte später mein mathematischer Examinator, Professor Schellbach, als er mich pro facultate docendi geprüft hatte: „Sie müssen einen recht guten Unterricht auf der Schule genossen haben.“ Unter den Lehrern des Gymnasiums aber war es besonders Professor Dr. August Schönborn, der mir auch noch in späteren Jahren als ein in seiner Amtstätigkeit musterhafter Schulmann stets vor Augen gestanden hat. Er war die Pünktlichkeit selber, man hätte die Uhren nach dem Augenblick stellen können, wo er auf der zum Gymnasium führenden Straße sichtbar wurde. Ebenso aber forderte er von uns Schülern, daß wir die von ihm gestellten, immer sehr mäßigen Aufgaben sicher gelernt hatten. Laut und bestimmt mußte auf seine Fragen geantwortet werden; war er mit dem Gesagten zufrieden, so wiederholte er kein Wort davon. Alle aber überblickte er mit solcher Sicherheit, daß stets in seinen Stunden die regste Aufmerksamkeit herrschte. Er selbst ließ es an gründlichem Studium nie fehlen. Er hat zweimal größere Reisen durch Kleinasien gemacht und die Ergebnisse der ersten im Gymnasialprogramm von 1843 veröffentlicht. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die schon im Altertum benutzten Straßen und Karawanenwege. Damals war auch der bekannte Geograph Dr. Kiepert auf Schönborn aufmerksam geworden und seine 1848 in sechs

Blättern erschienene Karte von Kleinasien beruht wesentlich auf den Ergebnissen jener Reise. Auf seine zweite Fahrt im Jahre 1851 nahm Schönborn den erforderlichen Zeichenapparat mit, doch sind ihm leider die an Ort und Stelle aufgenommenen Bilder nachher verloren gegangen. Die Anstrengungen, die er sich damals zumutete, waren aber übermäßig. Ungewöhnliche Hitze, mit der sich mehrfach Hungersnot und Wassermangel verband, zogen dem Reisenden eine Erkrankung zu. Er erholte sich in Posen soweit, daß er das in Asien Erlebte niederschreiben konnte; doch fand er keinen Verleger und zog es nun vor, seinen handschriftlichen Bericht an Karl Ritter zu übersenden. Dieser sprach ihm brieflich in herzlicher Weise seine Anerkennung aus. Drei Tage nach Empfang dieses Schreibens starb Schönborn. In seinem Nachlaß fand sich eine eingehende Ausarbeitung über den für die Wissenschaft auf jenen Reisen erzielten Gewinn; dabei kamen namentlich die in Kleinasien noch vorhandenen Reste antiker Theater in Betracht. Sein jüngerer Bruder Karl, der hochverdiente Rektor des Breslauer Magdalensäums, hat dann unter dem Titel: „Die Skene der Hellenen“ 1854 bei Hirzel in Leipzig diesen Aufsatz nebst andern im Nachlasse seines Bruders vorgefundenen Aufzeichnungen erscheinen lassen, ein Buch, das jedenfalls seines Verfassers hohe wissenschaftliche Befähigung für sein philologisches Lehramt beweist. Ihm war übrigens der in unserm Stande weit verbreitete Ehrgeiz, ausschließlich oder doch überwiegend nur in obern Klassen zu unterrichten, fremd; während meiner Schulzeit war er Lehrer des Griechischen in Tertia, zugleich aber des Hebräischen und später hat er dann auch die obersten Klassen in den alten Sprachen unterrichtet.

In unserm Familienleben trat eine Veränderung ein, als mein Vater nach Ablauf des Trauerjahres sich mit der älteren Schwester meiner Mutter verheiratete. Diese war kräftiger als die Entschlafene, nahm sich mit großer Umsicht der Haushaltung an und wurde ihrem Gatten eine treue Gefährtin und unentbehrliche Stütze. Auch hatte sie sich als fleißige Schülerin des Hofkapellmeisters Taubert zu einer tüchtigen Klavierspielerin ausgebildet. Sie brachte mir dann die Elemente der Musik am Klavier bei, bis später ein Klavierlehrer mich fortbildete und mir zugleich eine durchs ganze Leben vorhaltende Liebe zur Musik einflößte. An guten Freunden hat es mir in den letzten Jahren des Schulbesuchs auch nicht gefehlt. Am nächsten stand mir Robert Havenstein, mit dem ich dann während meines ersten Universitätsjahres in Berlin zusammenwohnte. Damals habe ich mit ihm oft die Umgegend von Posen durchstreift, die zwar nicht viele landschaftliche Reize bietet, aber doch durch einige schöne Wälder auch zu weiteren Wanderungen lockte. Eine gewisse körperliche Schulung dankte ich Schönborn, der auch den Turnunterricht gab. Im Gymnasium war inzwischen manches anders geworden. Im Jahre 1842 wurde mein Vater zum Provinzialschulrat ernannt. An seine Stelle trat Gustav Kießling, ein liebenswürdiger und feingebildeter Schulmann, der mir stets als väterlicher Freund nahe gestanden hat und später, als mein Vater 1848 nach Stettin versetzt wurde, mit seiner hochbegabten Frau, einer Tochter des Generals von Clausewitz, mir erst in Posen, später auch in Berlin als Direktor des Joachimstals, herzliches Wohlwollen erwiesen hat. In meinem Elternhause aber knüpfte

sich noch in den letzten Jahren meiner Schulzeit ein ganz eigenartiges Verhältnis zu fünf Männern an, die wegen demokratischer Umtriebe in der Zeit der strengsten Reaktion zum Teil zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt oder dieser nach gerichtlichem Urteilspruch verfallen waren. Nun hatte der damalige Oberpräsident Beurmann als ein human denkender Mann mit diesen Gefangenen aufrichtiges Mitleid und suchte ihnen durch allerlei menschenfreundliche Maßregeln Erleichterung ihrer Lage zu verschaffen. Dazu gehörte auch, daß er ihnen erlaubte in näheren Verkehr mit meinem Vater zu treten. Der versorgte sie dann nicht nur mit anregender Lektüre; er durfte auch allwöchentlich in Nachmittagsstunden ihren Besuch empfangen, bei dem sie freilich immer von einem Gefängniswärter begleitet wurden. Doch genügte die Zeit, die sie uns widmen durften, zu recht eingehenden Unterhaltungen, an denen ich teilnehmen konnte. Da stellte es sich denn heraus, daß alle tüchtige und feingebildete Männer waren. Die bedeutendsten waren Hermann Müller-Strübing und Karl Heinrich Brüggemann, von denen jener später durch philologische Arbeiten, dieser als langjähriger Redakteur der Kölnischen Zeitung, sich verdient gemacht haben. In unsern Gesprächen wurde namentlich auch die Bedeutung des klassischen Altertums von diesen beiden betont, und wenn dies damals noch nicht soweit führte, daß ich mich schließlich doch noch zum philologischen Studium entschloß, so war für meine ganze Weltanschauung die Wirkung dieser Unterredungen keineswegs verloren. Einen sehr tiefen Eindruck machte es auf uns alle, als die fünf bald nach der Thronbesteigung

Friedrich Wilhelms IV. mit der Nachricht eines Nachmittags erschienen, ihnen sei durch die vom König erlassene Amnestie ihre Freiheit wiedergegeben. Das war so zugegangen. Sie hatten in gewohnter Weise ohne eine Ahnung des Bevorstehenden bei Tische gegessen, und der längste von ihnen, ein evangelischer Theologe, Riemschneider, war gerade aufgestanden, um eine Schüssel mit Linsen herumzureichen. In diesem Augenblick trat der Oberst, der als Festungskommandeur die Aufsicht über sie führte, ins Zimmer und sagte nur: „Meine Herren, ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Sie frei sind.“ Da schmetterte jener Schüsselträger das Linsengericht mit dröhnendem Schall auf den Boden, alle sprangen auf, der alte Herr aber, der sonst wegen seines strengen Ernstes bekannt war, brach in Tränen aus. Für mich aber war es nicht ohne Bedeutung, daß ich mit eignen Augen gesehen hatte, welcher Härte und Grausamkeit die früheren Machthaber gegenüber einer Jugend fähig waren, deren Verbrechen darin bestand, daß sie in allerdings übereilter Weise die Einigung unsres deutschen Vaterlandes herbeiführen wollten.

Mit dem Ostertermin 1844 ging meine Gymnasialzeit zu Ende. Die Reifeprüfung bestand ich und mußte mich nun für ein höheres Studium entscheiden. Dem Sohn des Schulrats und früheren Direktors lag es am nächsten, sich der klassischen Philologie zuzuwenden. Aber gerade dazu konnte ich mich nicht entschließen. Die Grammatik der alten Sprachen hatte ich ja gelernt, aber die ganze Bedeutung der humanistischen Bildung war mir noch nicht aufgegangen. So erklärte ich denn, ich wollte Jurist werden, und mein Vater willigte ein. Er bestimmte zugleich,

daß ich das nächste Jahr die Universität Berlin besuchen sollte. Mein Großvater Köhler freilich lebte seit 1842 nicht mehr, wohl aber seine Witwe mit einer unverheirateten Tochter. So begab ich mich denn zunächst nach Berlin, wo ich an den Verwandten meiner verstorbenen Mutter, deren ältere Schwester mein Vater bereits 1837 geheiratet hatte, einen sicheren Rückhalt fand. In der Universität hörte ich die Institutionen bei Buchta, außerdem aber auch philosophische Vorlesungen bei Werder, und diese trugen besonders dazu bei, mich von der Einseitigkeit meiner Ideen über die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens zu befreien und namentlich den Einfluß gerecht zu würdigen, den auf uns Deutsche das klassische und besonders das griechische Altertum geübt hat. Dazu kam dann noch manches andre. Ein Bruder meiner Mutter war als Oberregierungsrat zugleich Stellvertreter des Polizeipräsidenten und hatte als solcher in allen damaligen Berliner Theatern je zwei Plätze an jedem Spielabend zu seiner Verfügung. Dadurch war mir reichliche Gelegenheit zum Besuch von Schauspiel und Oper geboten, und diese habe ich recht oft benutzt. So erhielt ich kräftige Anregung, mich mit dramatischer Literatur zu beschäftigen, und die Berliner Bühnen zählten eine nicht geringe Anzahl von Schauspielern und Sängern ersten Ranges. Frau Crelinger mit ihren Töchtern, Seydelmann, dann Döring, Schneider, Rütbling, Beckmann, Bader, Bötticher, Mantius u. a. wußten viele Hauptgestalten unsrer dramatischen Literatur, aber auch die Shakespeares und die der Oper, in solcher Vollendung vorzuführen, wie ich sie später nur selten gesehen habe. Dazu kam, daß ich im Verkehr mit einigen philologisch gebildeten Männern, zu denen

auch Müller-Strübing gehörte, zu einer wesentlich andern Anschauung über die Bedeutung des klassischen Altertums gelangte. Früher hatte ich eine entschiedene Vorliebe für die Werke der Romantiker gehegt. Die Erzählungen der Serapionsbrüder von E. T. A. Hoffmann las ich mit lebhaftem Vergnügen und Novalis' Lieder begeisterten mich. Auch der Konfirmandenunterricht beim Divisionsprediger Niese hatte mich in dem Glauben bestärkt, daß in dieser Literatur doch eine größere Gefühlstiefe und Innigkeit herrsche, als in der antiken. Nun aber wurde mir immer mehr klar, wie sehr Goethe recht hatte, wenn er das Klassische gesund, das Romantische krank nannte. Die auf mittelalterlicher Mystik ruhende Askese war unzweifelhaft eine Hemmung jener freien Geistesbildung, zu der bereits die alten Klassiker gelangt waren, und die dann erst wieder einen neuen Aufschwung nahm, als die Wiedergeburt der klassischen Bildung erfolgte. Diese hat auch im deutschen Geistesleben den Boden befruchtet, aus dem unsre deutsche Literatur emporgesproßt ist.

In demselben Maße aber wurde ich dem juristischen Studium entfremdet und erhielt auch die Zustimmung meines Vaters zum Übertritt in die philosophische Fakultät, und zwar zum Studium der klassischen Philologie. Aber auch ein Wechsel der Universität wurde damit verbunden. Ostern reiste ich nach Bonn und wurde nun Schüler der beiden bedeutenden Männer, die damals dort die Philologie vertraten: Friedrich Gottlieb Welkers und Friedrich Ritschls. Außerdem hatte mir ein Freund meiner Eltern ein Empfehlungsschreiben an den ihm nahe verwandten Ernst Moritz Arndt mitgegeben. Drei Semester,

so war es von meinem Vater bestimmt, sollte ich in Bonn studieren. Die reichten zwar aus, mir einen weit höheren Begriff von dem Umfang und der Tragweite der Wissenschaft zu geben, der ich mich nun geweiht hatte; soweit aber konnte ich es in der mir zugemessenen Zeit doch nicht bringen, daß ich noch Mitglied des philologischen Seminars geworden wäre. Immerhin trug ich, wenn auch meist nur den im Seminar vorkommenden Verhandlungen zuhörend, für mich wertvollsten Gewinn davon. Was kritische Behandlung eines griechischen oder lateinischen Textes heißt, worauf es bei aller philologischen Interpretation ankommt, wie man sich gegenüber den zahllosen Fehlern der Überlieferung zu verhalten hat — dies und was alles damit zusammenhängt konnte man schwerlich bei irgendeinem andern Großmeister unsrer Wissenschaft so gründlich lernen als bei Ritschl. Gewiß einer der schärfsten Kritiker, ließ er es doch bei seiner Interpretation, z. B. der Sieben von Theben, keineswegs an einer gründlichen Besprechung des Inhalts fehlen. Er schloß daran auch die Vorlesung einer von ihm selbst angefertigten metrischen Übersetzung. So waren alle seine Vorlesungen in hohem Grade anregend und nach Inhalt und Form gleich ausgezeichnet. Dazu kam nun eine große Liebenswürdigkeit im häuslichen Kreise, den mir freundliche Einladungen erschlossen. Dort machte ich denn auch die Bekanntschaft seiner geistvollen Gattin und der Tochter, die einige Jahre später mein Freund Wachsmuth geheiratet hat. Wiederholt habe ich dann auch nach Ritschls Tode Gelegenheit gefunden, die Beziehungen zu den beiden Frauen zu erneuern.

Unvergeßlich bleibt mir mein erster Besuch bei C. M. Arndt.

Er wohnte damals noch außerhalb der Stadt in der Coblenzer Straße nahe dem Rhein. Das Haus lag mitten im Garten. Als ich dort geklingelt hatte, sagte mir das öffnende Mädchen, der Professor sei im Garten, ich würde ihn leicht finden. Das dauerte aber doch eine kleine Weile. Denn in den Laubgängen hin und her wandelnd, konnte ich nirgend eine menschliche Gestalt entdecken, bis ich endlich an einer Ecke einen nicht eben großen Mann in ganz schlichter blauer Leinwandbluse, wie sie der gemeine Mann im Rheinland bei der Arbeit trägt, am Boden mit einer Pflanze beschäftigt sah. Mein Schritt machte ihn aufblicken. — „Was wollen Sie?“ fragte er barsch. „Ihnen diesen Brief des Regierungsrats Besser in Posen abgeben.“ Er nahm den Brief, nachdem er sich vom Boden erhoben, überflog ihn; dann aber sprang er rasch auf mich los, ergriff meine Hand und drückte sie so heftig, daß ich fast geschrien hätte, und sagte: „Seien Sie mir herzlich willkommen!“ Nun mußte ich ihm ins Haus folgen und wurde auch von seiner Familie aufs freundlichste aufgenommen, wie ich denn später während meines ganzen Bonner Aufenthalts noch öfter in dieses lebenswürdige Haus eingeladen wurde. Der alte Herr war von einer in so hohem Alter seltenen Frische und Lebendigkeit. Mit sichtlicher Teilnahme ließ er sich von mir über die in Posen herrschenden Zustände berichten. Als ich von den Agitationen des polnischen Adels und der katholischen Geistlichkeit allerlei erzählte, entfuhr ihm einige sehr derbe Ausdrücke über die polnische Zucht. Er rief „Pfui!“ und spuckte aus. Sehr bald lernte ich dann auch seine gesamte politische Weltanschauung aus den öffentlichen Vorlesungen kennen, die er über vergleichende Völkergeschichte im größten Auditorium

vor einer über 100 hinausgehenden Zahl von Zuhörern hielt. Viel neue Tatsachen erfuhren wir in diesen Stunden allerdings nicht. Aber eine Freude war es doch, den rotbäckigen Weißkopf besonders bezeichnende Eigenschaften der europäischen Kulturvölker in lebendigster Rede schildern zu hören, die oft durch witzige Wendungen gewürzt war. Der Hörsaal lag auf der Hinterseite des Universitätsgebäudes dem Hofgarten zu und im Sommer wurden meist alle Fenster geöffnet. Da entführte ein frischer Zugwind dem vortragenden Professor sein Blatt; dies flog so, daß der Wind es nach außen fortzublasen drohte. Da rief er: „Ach, meine Herren, halte einer mein Blatt fest, sonst bleibe ich stecken, denn darauf steht meine ganze Weisheit.“ Als aber sein siebenundsiebzigster Geburtstag gefeiert wurde, da sprach er in heiterem Tone die Überzeugung aus, daß ihm nun der Tod wohl nicht mehr fern sei. Dann aber sollten wir nicht über seinen Verlust weinen. Keinem Christen gelte der Tod als Übel. Darum sollten wir, wenn er begraben sei, lieber lustig auf seinem Grabe tanzen, als ihn beklagen.

Neben dem Einfluß, den mein eigentliches Universitätsstudium auf mich hatte, waren die verschiedenen persönlichen Verbindungen, in die ich in Bonn eintrat, für mich von Bedeutung, sowohl durch die unmittelbaren Anregungen, die ich ihnen verdankte, als weil sich manches freundschaftliche Verhältnis daraus ergab, das mich ins spätere Leben begleitet hat. Da waren zunächst die Mitglieder des philologischen Seminars. Jakob Bernays, dann Leopold Valentin Schmidt waren die Senioren, beide in der philologischen Literatur wohlbekannt. Später trat Otto Ribbeck in das Seminar. Unter allen Mitgliedern herrschte

ein freundlich kameradschaftlicher Ton. Aber auch sonst fanden sich Gleichgesinnte in anregender und herzlicher Geselligkeit zusammen. Meine nächsten Freunde gehörten der alten schwarz-rot-goldnen Burschenschaft Fridericia an. Mich hinderte ein meinem Vater gegebenes Versprechen, ebenfalls einzutreten. Er selbst war als Student in der Blütezeit der heiligen Allianz wegen Teilnahme an einer Burschenschaft relegiert worden. Nun boten mir die Mitglieder an, sie wollten mich als Ehrenmitglied aufnehmen, so daß ich keinerlei Pflichten gegen die Verbindung hätte, aber doch alle ihre geselligen Veranstaltungen mitmachen könne. Das nahm ich an und ich habe mich dann auch das nächste Jahr im Kreise dieser Kommilitonen sehr wohl gefühlt. Die Verbindung zählte einige 40 Mitglieder und diese bildeten wieder unter sich kleinere Genossenschaften nach den Landschaften, denen sie angehörten. Die Führung hatten eine Reihe Schleswig-Holsteiner, fast alles hochbegabte junge Männer, die schon damals von lebendigster Heimatsliebe beseelt waren und doch zugleich in der Verbindung die Begeisterung für das ganze deutsche Vaterland wach hielten. Leider hat der bald darauf ausbrechende Krieg gegen Dänemark manche der allerbegabtesten holsteinischen Landesfinder, die mir innig befreundet waren, hingerafft. Neben den Schleswig-Holsteinern bildete eine nicht geringe Anzahl von Westfalen eine zweite Gruppe der Burschenschaft. Ihr gehörte auch Wilhelm Lübke an, mit dem mich mein späteres Leben dann wieder zusammengeführt hat. Auch meiner Liebe zur Musik konnte ich in Bonn nachgehen; ich wurde in einen Gesangverein aufgenommen, den Kinkels Frau allwöchentlich einmal in ihrer Wohnung in Poppels-

dorf am Flügel versammelte; es wurden hier Chöre aus einer schwerlich je aufgeführten Oper von Spohr gesungen. Gottfried Kinkel bin ich nicht näher getreten. Spohr kam aber aus Anlaß der Einweihung des Beethovendenkmals nach Bonn und dirigierte in der Festhalle die neunte Sinfonie und die große Messe in D-Moll, während die kleinere C-Dur-Messe unter Leitung des Bonner Musikdirektors Breitenbach im Dom der Stadt gesungen wurde. Nähere Bekanntschaft aber machten wir bei dieser Gelegenheit mit Franz Liszt. Der hatte eine eigene Kantate, gedichtet von D. L. B. Wolf, zum Feste komponiert, die sowohl im Text als in der Musik an Trivialität nichts zu wünschen ließ. Mir ist ein Vers im Gedächtnis geblieben:

In dem Buch der Weltgeschichte
Und zu ewigem Gerichte,
Wie durch Zauber festgebannt,
Tritt der Fürst ein in sein Land.

Die Melodie wurde vom ganzen Chor unisono und fortissimo gesungen; dann folgten Variationen über die schöne Beethovensche Melodie des langsamen Satzes im B-Dur-Trio, op. 97. Variationen von einem ganzen Chor und Orchester singen zu hören, war wohl für die meisten Zuhörer etwas ganz Neues. Uns Studenten waren die Proben unter des Komponisten eigener Leitung sehr belustigend. Er behandelte uns sehr höflich und mit guter Laune. Wurde aber unrein oder unrichtig gesungen, so geriet er in gewaltigen Zorn. Entgelten mußte das dann der Flügel, auf dem er mehrmals Saiten zerschlug. War die Kantate mithin kein Hochgenuß, so war doch Liszts eigne Leistung,

als er Beethovens Es-Dur-Konzert spielte, so wundervoll, wie ich es kaum je wieder gehört habe.

Diese Teilnahme am musikalischen Treiben der Universitätsstadt entzog meinem philologischen Studium nichts an Ernst und innerer Hingabe. Die wissenschaftlichen Interessen bildeten auch im Verkehr mit meinen Freunden immer mehr das zusammenhaltende Band; die Teilnahme an den Angelegenheiten der Verbindung trat allmählich immer mehr zurück. Auch erhielt der engere Kreis derer, mit denen ich zumeist verkehrte, eine sehr erwünschte Vermehrung durch einige Mitglieder, die gar keiner Verbindung angehörten. Da war ein Theologe, Hellwig aus Oldenburg, der mit eindringendem Scharfsinn den Forschungen der Tübinger Schule folgte, und auch für mich wurde diese historische und zugleich philosophische Auffassung religiöser Fragen entscheidend für immer. Zugleich schloß sich uns in Hermann Baumgarten ein hochbegabter und auf die höchsten Gesichtspunkte gerichteter Historiker an, dessen Freundschaft mich später noch in Karlsruhe durch eine Reihe von Jahren beglückt hat, als er Professor am dortigen Polytechnikum geworden war. Damals versammelten wir uns allwöchentlich in seinem am Rhein gelegenen Zimmer an einem Abend, an dem wir dann dramatische Werke, besonders die Shakespeares, mit verteilten Rollen lasen und dann darüber verhandelten. Hier hat sich auch einmal der Erbprinz Georg von Sachsen-Meiningen zu uns gesellt. Sein früherer Lehrer Moritz Seebeck, dem mich sein Schwager Kießling durch einen Brief empfohlen hatte, war noch in Bonn sein Begleiter. Dieser war selbst humanistisch gebildeter Philologe und stand entschieden auf der Seite derjenigen, die im Ge-

biere des höheren Unterrichts der Beschäftigung mit der griechischen und lateinischen Grammatik und Literatur den Vorrang vor der Mathematik und der Naturwissenschaft gewahrt sehen wollten.¹⁾ Der Erbherzog aber hat, als er 1866 die Regierung angetreten, schon durch die Leistungen seiner Bühne und des Hoforchesters gezeigt, wie glücklich sein früherer Lehrer die seinem Zögling angeborene Begabung für das Verständnis edelster Kunst gefördert hatte. Mir sind die anderthalb Jahre, die ich in Bonn durchlebte, in dankbarer Erinnerung geblieben, und wenn mir Ritschl, als ich Abschied von ihm nahm, sein aufrichtiges Bedauern aussprach, daß ich mein Studium nicht unter seiner Leitung zum Abschluß bringen könne, so lag in seinen freundlichen Worten eine Anerkennung, die mir außerordentlich wohl tat.

Ich begab mich dann nach Halle. Dort bezog ich ein helles und behagliches Zimmer in der „Gesenei“, d. h. im Hintergebäude des dem Theologen Gesenius gehörigen Hauses. Familienverbindung hatte ich vor allen mit dem Professor der Geschichte Max Duncker. Schon in Berlin hatte mich die Empfehlung meines Vaters dem Haupt der Familie Duncker bekannt gemacht, der zugleich Besitzer der angesehenen Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot war. Auf's freundlichste lud mich nun Professor Max Duncker auch in sein Haus ein. Frau Duncker aber war vielseitig gebildet, namentlich auch sehr musikalisch. Sie sang vortrefflich und zu ihren Hausfreunden gehörte auch der rühmlichst bekannte Liederkomponist Robert Franz, den ich durch sie ebenfalls kennen lernte.

¹⁾ Siehe Runo Fischers Erinnerungen an Moritz Seebeck S. 73.

Hauptvertreter der Philologie waren in Halle Bernhardt und Meier. Des ersteren Vorlesungen und das von ihm geleitete Seminar boten mir, ob auch an Anregung weit hinter Bonn zurückbleibend, manches Neue; hat er sich doch um die Kenntnis der griechischen Literaturgeschichte unzweifelhaft große Verdienste erworben. Meiers Vortrag war noch weniger anziehend, auch sein Gegenstand, die Rechts- und Staatsaltertümer der Hellenen, von vornherein trocken und prosaisch. Was aber dem alten Herrn an fesselnder Beredsamkeit abging, ersetzte er durch große persönliche Liebenswürdigeit. Er zog eine Reihe seiner Zuhörer auch in sein Haus und alle folgten seinen Einladungen zu harmlosen Abendgesellschaften gern. War doch seine viel jüngere Gattin eine ungewöhnlich geistvolle und Liebenswürdige Frau. Saßen wir dann bis 10 Uhr in sehr lebendiger Unterhaltung zusammen, dann stand gewöhnlich der alte Herr auf und sagte: „Aber nun verlassen Sie mich, meine jungen Freunde, ich bin sehr müde.“ Übel genommen hat ihm das keiner von uns.

In den letzten Semestern wird es übrigens allen, die es mit ihrem Studium ernst nehmen, so wie mir ergeht, daß die Bedeutung der Vorlesungen etwas zurücktritt, während sich das Bestreben immer mehr geltend macht, durch eigene Arbeit auf dem Gebiet heimisch zu werden, das fortan den Hauptgegenstand des Interesses im selbstgewählten Beruf bilden soll. Das war nun für mich vorzugsweise die altgriechische Literatur und in dieser die alte Philosophie, zunächst bis Plato; außer den philologischen Kollegien hörte ich namentlich auch philosophische. Andererseits hielt mich der persönliche, freundliche Verkehr mit August Nauck, der

sich damals in Halle aufhielt, im Zusammenhang mit der streng philologischen Forschung. Bei ihm lernte ich auch seinen Freund Theodor Breiter¹⁾ kennen, den ich nachher als Lehrer am Gymnasium in Hamm vorfand.

Für meine gesamte Weltanschauung aber erwies sich besonders die Sinnesweise einflußreich, die mir im Kreise der älteren Männer meiner Bekanntschaft entgegentrat. Hier herrschte in religiösen Dingen eine ganz freie Richtung, die doch den geistigen Lebensmächten den Vorrang vor der materialistischen Auffassung der Dinge einräumte. Es waren dies namentlich Männer wie Max Duncker, der Buchhändler Gustav Schwetschke, Karl Schwarz, der später zur Leitung der evangelischen Kirche nach Gotha berufen wurde, Rudolf Haym und der alte Meier.

Meine eignen Studien hatten sich besonders der Philosophie Platons und Sophokles' Tragödien zugewandt. Unter des ersteren Schriften war es vor allem das Symposion, das mich mächtig ergriff. Aber auch die Apologie, den Kriton und die erzählenden Abschnitte des Phädon zähle ich noch heute zu den herrlichsten Werken der Literatur. Die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele dagegen sind nicht überzeugend, weil sie voraussetzen, was erst erwiesen werden muß, nämlich ein von Ewigkeit herstammendes Dasein der Ideenwelt. Hier ist auch die Stelle, wo Plato über die Anschauungen seines Lehrers Sokrates hinausgeht. Dieser war nur davon überzeugt, daß alles irdische Wesen

¹⁾ Als er 1858 nach Marienwerder versetzt wurde, trat ein noch jüngerer Lehrer Dr. Julius Leidenroth an seine Stelle, den uns ein allzufrüher Tod schon drei Monate vor Gaedenscamp entriß.

unter der Obhut einer gütigen, die Menschen liebenden Gottheit stehe. Das gibt dann dem Greise, der es als eine ihm von den Göttern gestellte Aufgabe erkannte, auf alle die ihn hören wollten aufklärend und helfend einzuwirken, die Kraft, mit vollster Seelenruhe den Tod zu überwinden. Nun wäre es ja Torheit, wollte man leugnen, daß die christliche Sittenlehre in mehr als einer Beziehung diese Auffassung der Gottheit erweitert und vertieft hat. Den Vorzug aber muß man doch der Charakterschilderung des Sokrates zuerkennen, daß sie uns ein ganz klares, bis in die kleinsten Züge der persönlichen Eigenart völlig kenntliches Bild eines Mannes vorgeführt hat, den umbildende Sage nicht durch Wunder allerart in geheimnisvolles Dunkel versetzen konnte. Wie sich aber aus den Grundlagen hellenischer Bildung eine so reine und edle Ethik entwickelt hat, das zu verfolgen schien mir eine würdige Aufgabe für einen Studenten, den schon seit geraumer Zeit die philosophischen Forschungen der Tübinger Schule aufs lebendigste angeregt hatten. Da war es denn besonders Zellers Geschichte der griechischen Philosophie, die mich in die Anschauungen jener alter Griechen einführte und mir zugleich die Überzeugung bestätigte, daß schließlich doch im Hellenentum die eigentlichen Wurzeln unsrer Geistesbildung liegen. Übrigens fehlte es, wenn ich über den Zusammenhang der Lehren des alten Parmenides mit dem nach ihm genannten Dialog Platos nachdachte, nicht an Beziehungen auf das, was ich bereits früher in Berlin von Werder und dann in Halle aus Schallers Vorlesungen über die Grundbegriffe der Hegelschen Logik und seine Philosophie der Geschichte erfahren hatte. So kam eine Dissertation zustande, die von der philosophischen

Fakultät der Universität Halle angenommen wurde und unter den dort üblichen Zeremonien mir einen Kuß des Dekans Meier eintrug, aber auch den Dokortitel.

Das war nun in den ersten Monaten des Jahres 1848 erreicht worden, immerhin so früh, daß mir nach meiner Anmeldung zur Staatsprüfung für das höhere Schulamt meine Dissertation als fachwissenschaftliche Arbeit angerechnet wurde. Die erste Woche des März wurde mir dann von der Berliner Prüfungskommission für das mündliche Examen angesetzt. Vorsitzender derselben war Professor Dr. Adolf Trendelenburg, in den alten Sprachen prüfte August Meineke; in dessen Anwesenheit hielt ich auch eine Probelektion am Joachimstalschen Gymnasium über eine Horazische Ode ab. Zu den unerläßlichen Prüfungsgegenständen gehörte damals auch die Religion. Die von Twesten an mich gerichteten Fragen bereiteten mir keine Verlegenheit, und gedächtnismäßiges Auffagen von Bußpsalmen oder messianischen Weissagungen, wie sie Hengstenberg verlangt haben soll, kam nicht vor. Über das Ergebnis der gesamten Prüfung erklärte sich der Vorsitzende bereit, mir an einem bestimmten Tage in seiner Wohnung Auskunft zu geben. Der Tag, an dem ich mich dann nachmittags zu ihm in die Luisenstraße begab, war der 18. März. Mein Weg führte mich aus der Bellevuestraße, wo mich meine verwitwete Großmutter Köhler beherbergte, über die Spree. Die hinübergehende Zugbrücke war aufgezogen; hier und dann weiter in der Stadt waren zahlreiche Männer mit dem Bau von Barrikaden beschäftigt; überall spürte man eine ungewöhnliche Erregung. Doch gelangte ich trotz einiger Hindernisse an mein Ziel. Ich mußte freilich mit Hülfe mehrerer mir

bereitwillig gereichten Hände über die in der aufgezogenen Zugbrücke entstandene Öffnung springen. Aber leider fand ich Trendelenburg nicht mehr in seiner Wohnung. Er war zugleich Dekan der philosophischen Fakultät an der Universität und als solcher plötzlich zu einer außerordentlichen Sitzung abberufen worden. Das wurde mir dann in freundlichster Weise von seiner Gattin mitgeteilt; zugleich erfuhr ich, daß er mir über das Resultat meiner Prüfung Mittheilung gemacht haben würde, die mich ganz gewiß befriedigt hätte. Noch längere Zeit durfte ich in dem liebenswürdigen Damenkreise verweilen, außer der Hausfrau bildeten ihn die heranwachsenden Töchter. Die unerhörten Ereignisse, die sich in der Stadt vorbereiteten, boten Stoff zu lebendiger Unterhaltung. Erst als es dunkel wurde, kehrte ich zu meiner Großmutter zurück. Schon früh aber brach ich am nächsten Tage auf. Es währte nicht lange, so hörte man Schüsse, offenbar stürmte Militär gegen die inzwischen errichteten Barrikaden. Mir aber glückte es, bis auf den Schloßplatz zu gelangen, und ich habe ziemlich nahe gestanden, als Friedrich Wilhelm IV. aus dem Schlosse herauskam und mit einem wilden Geheul empfangen wurde. Es war eine graufige Szene, als er sich die Leichen der auf den Barrikaden Erschossenen ansehen mußte. Das Volk brüllte: „Gut ab!“ und er gehorchte. Freilich war, was die nächsten Tage brachten, fast noch kläglicher. Zwar herrschte bei einer großen Zahl achtbarer Männer noch eine ehrliche Sympathie für die Polen, die auch von einigen anständigen Zeitungen geteilt wurde. Aber der Theateraufzug, der sich damals durch die Straßen Berlins bewegte — auf offnem Leiterwagen ein Edelmann — es war ja wohl

Mieroslawski —, der seinen Arm um den Hals eines Bauern legte, um so durch dies Bild inniger Einigkeit die Herzen der Berliner Gassenjungen zu rühren, — das war doch eine Komödie, die nur Gelächter erregte. In Berlin sah es in jenen Tagen bunt genug aus; das Militär war ja zurückgezogen, dafür bildete sich eine Bürgerwehr und in den zahllosen Bier- und Weinstuben wurde politische Weisheit gepredigt. Mich zog es am Abend in ein großes Lokal am Gendarmenmarkt, wo ich alte Freunde, namentlich auch Müller-Strübing, wiederfand. Da stürzte etwa abends 9 Uhr ein atemloser Mensch herein und brachte die Nachricht, daß eben durch das Frankfurter Thor der Prinz von Preußen an der Spitze einer dem bedrängten König zu Hilfe geeilten russischen Armee eingerückt sei. Während wir über diesen Blödsinn ein schallendes Gelächter erhoben, stürzten doch andere in totenblasser Angst auf die Straße und richteten ihre Blicke nach der Seite, von wo die entseßlichen Kosaken anrücken sollten.

Mein Aufenthalt in der Hauptstadt währte nur noch kurze Zeit. Sobald ich mein Prüfungszeugnis erhalten hatte, kaufte ich mir einen Platz im Kabriolett der Schnellpost, die den Weg von Berlin nach Posen in etwa 30 Stunden zurücklegte. Denn an der Anstalt, die mich vier Jahre früher zur Universität entlassen hatte, wollte ich nun auch meine Lehrtätigkeit beginnen. Aber schon die Ankunft in Posen bereitete darauf vor, daß mir noch ganz andre Eindrücke in der nächsten Zeit bevorständen. Schon als wir in die Stadt einfuhren, sahen wir uns festlich empfangen. Der neben mir sitzende Kondukteur der Post hatte mir bereits mitgeteilt, daß im Innern des Wagens einige eben

aus Gefängnishaft entlassene Polen saßen. Denen galt nun auf dem Posthose der schallende Zuruf: Niech żyje Polska!'); in der Mitte einer zahllosen Menschenmenge flatterte eine weiß-rote Fahne. Elegant gekleidete Polinnen, fast durchweg von reizender Schönheit, boten jedem, der sich von ihnen eine polnische Nationalfahne am Hut oder Rock befestigen ließ, einen Kuß an. Mich gelüstete nicht nach dem süßen Lohne und ich erfuhr dann auch bald, welche kühnen Hoffnungen unsere polnischen Mitbürger an die revolutionären Ergebnisse der letzten Tage knüpften. Ihnen verstand es sich von selbst, daß die neu errungene politische Freiheit zur Wiederherstellung eines selbständigen polnischen Reiches führen mußte, und sehr bald nach den Märztagen durchzogen bewaffnete polnische Haufen die Provinz und erlaubten sich empörende Gewalttaten gegen deutsche Mitbürger, die sich zwischen ihnen angesiedelt hatten. Denen wurde Vieh und Geld abgepreßt, und bald kamen Nachrichten entsetzlicher Morde von da, wo sich die Überfallnen gegen so verruchtes Tun gewehrt hatten, in die Hauptstadt. Offenbar war der König sich selbst nicht klar darüber, wie die Polenfrage gelöst werden sollte, als er einer polnischen Deputation eine „nationale Reorganisation“ versprach. Jedenfalls sah er in den Teilungen Polens nur die eine Seite. Daß diese von den dabei beteiligten Mächten lediglich aus eigennützigen Beweggründen vollzogen waren, unterliegt ja keinem Zweifel. Aber ob ein Staatswesen, wie es das polnische gewesen war, überhaupt noch imstande war sich selbständig zu behaupten, war doch sehr die Frage.

1) Es lebe Polen!

Seit Jahrhunderten war die Regierung völlig von der Willkür einiger gewissenlosen Adlichen, deren jeder das Recht hatte, durch das liberum Veto allen gesunden Fortschritt zu hintertreiben, und von einer Geistlichkeit abhängig gewesen, die den segensreichen Einfluß freierer Bildung gänzlich verhindert hatte. Die preußischen Hohenzollern hatten es sich längst zur Aufgabe gemacht, die von Osten andringenden slawischen Völker der stärkeren Macht deutscher Gesittung zu unterwerfen, und man hat guten Grund zu der Annahme, daß die Germanisierung des Ostens unserm Vaterlande mehr Segen gebracht hat, als alle Römerzüge der Hohenstaufen. Damals war es sicherlich eine unverzeihliche Schwäche, daß dem Unfug in der Provinz nicht mit voller Entschiedenheit entgegengetreten wurde. Die Polen baten selbst in Berlin, man solle ihnen „zur Pazifikation“ den General v. Billisen schicken, von dem die Anstifter des Aufruhrs wußten, daß er mit Entschiedenheit die Herstellung eines selbständigen polnischen Reiches wünschte. Er sah in einem solchen eine für uns unerläßliche Brustwehr gegen Rußland. Sein ganzes Auftreten wirkte auf uns Deutsche in hohem Grade verstimmend. Man wußte, daß er mehrere vornehme Polen auf ihren Gütern besucht hatte; mit denen aber, die auf deutscher Seite zunächst Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung, Schutz gegen den Terrorismus jener bewaffneten Banden forderten, vermied er sichtlich jede persönliche Verständigung. Mit allgemeinen Vermahnungen zu friedlichem Verhalten und freundlichem Entgegenkommen, die er durch die Zeitung verbreiten ließ, erreichte er gar nichts. Denn längst hatten sich auch die deutschen Bewohner des Landes und der Stadt

aus der lediglich zuwartenden Haltung aufgerafft. Nach dem Vorgange der Polen, deren Nationalkomitee lange vor dem Ausbruch der Revolution zusammengetreten war und nun in eigenmächtiger Weise die ganze Provinz durch jene bewaffneten Haufen regieren wollte, hatte sich auch ein deutsches Nationalkomitee gebildet. Nötig war das schon deshalb, weil die staatlichen Behörden offenbar von Berlin Weisung erhalten hatten, sich jedes entschiedenen Eingreifens zu enthalten. Das merkten die Polen bald und hatten die Unverschämtheit, an jedem Vormittage, wenn auf dem Wilhelmsplatz die preußische Wachparade abgehalten wurde, mit polnischen Fahnen und einer Bande von Sensenmännern quer durch die auf dem Wilhelmsplatz versammelten Truppen hindurch zu marschieren, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht wurde, sie zu hindern. An der Spitze des deutschen Komitees stand ein allgemein beliebter Rechtsanwalt, Justizrat Neumann. Mich aber zog man auch bald dazu; hauptsächlich deshalb, weil es dringendes Bedürfnis war, daß auch die Presse sich des Rechtes der Deutschen mehr als bisher annahm. Denn die öffentliche Meinung nicht nur in Frankreich, dessen Hauptstadt einen Mittelpunkt der polnischen Wühlereien bildete, sondern auch ein großer Teil der liberalen deutschen Zeitungen trat für das bessere Recht der vermeintlich unterdrückten Bevölkerung ein. Nun wollte es der Besitzer der deutschen Posener Zeitung mit keiner der beiden Parteien verderben. Da wurde der Ausweg getroffen, daß das deutsche Nationalkomitee ein eigenes kleineres „Deutsches konstitutionelles Blatt“ täglich erscheinen ließ, dessen Redaktion mir sehr bald übertragen wurde. Auf diese Weise wurde zunächst ein schnelles Einvernehmen unter den Deut-

schen der Provinz hergestellt. Es galt aber auch die öffentliche Meinung in viel weiteren Kreisen zu gewinnen. Darauf mußte recht deutlich hingewiesen werden, wenn jetzt polnischerseits immer bestimmter und frecher die Rückgabe selbst von Landesteilen gefordert wurde, in denen man kaum noch einen Laut polnischer Zunge hörte, da jedenfalls alle Segnungen gesunder Staatsordnung und namentlich auch geistiger Bildung den Fortschritten deutscher Sitte und deutschen Geistes verdankt wurden. Es wäre ja, wenn anders überhaupt eine Wiedererweckung des Königreichs Polen ernstlich in Frage kam, die Aufgabe gewesen, auf Grund der einmal bestehenden Verhältnisse eine „Demarkationslinie“ zu ziehen, die das tatsächlich noch dem Polentum gehörige Gebiet von dem entschieden deutsch gewordenen getrennt hätte, und an eine derartige Lösung der Frage mag auch Willisen gedacht haben. Auch im deutschen Nationalkomitee, dessen Mitglied ich bald geworden war, hat man sich ernst mit dem Gegenstande beschäftigt. Zweimal wöchentlich berief dies nun an Nachmittagen eine deutsche Volksversammlung. Ihr Leiter war ein Herr Kolbe v. Schreeb, ein für solchen Posten durch Körpergröße, Stärke seiner Glieder und seiner Stimme, aber auch durch persönlichen Mut besonders geeigneter Mann. Das Komitee bestimmte jedesmal die Gegenstände der Beratung. Meist waren es neue Nachrichten aus Berlin oder aus der Provinz, bald auch aus Frankfurt, die einer recht ansehnlichen, meist über tausend hinausgehenden Menschenmenge mitzuteilen waren; dann aber handelte es sich auch um brennende Tagesfragen. So war namentlich Willisens Auftreten einer sehr schneidigen Kritik unterzogen worden. Der Antrag zwar, bei der Regierung sofort seine

Abberufung zu verlangen, schien dem Komitee zu weit zu gehn; er wurde abgelehnt. Doch erklärte die Versammlung mit großer Stimmenmehrheit, daß er das Vertrauen der gesamten deutschen Bevölkerung verloren habe. Übrigens erfolgte seine Abreise sehr bald, und nun rückten auch deutsche Regimenter in die Provinz — es währte nicht mehr lange, so waren die polnischen Heerhaufen beseitigt. Das ergab eine große Beruhigung für die Bewohner der Hauptstadt. Bis dahin hatte die Lage der Dinge viel Ungemütliches. Es fehlte zwar nicht an gutem Willen, den bewaffneten polnischen Banden die Spitze zu bieten. Aber als das deutsche Nationalkomitee dem kommandierenden General v. Colomb die Bitte vortrug, er möge doch aus den in der Festung bereit liegenden Waffenvorräten ein paar tausend Flinten bewilligen, mit denen dann eine aus streitbaren Männern, zum Teil Angehörigen der Reserve, gebildete Bürgerwehr von einem Reserveoffizier einexerziert werden könne, da hatte der alte Herr — der früher in den Freiheitskriegen 1813—15 zu den tapfersten Kämpfern gehört hatte — unter Tränen, wie versichert wurde, das für unmöglich erklärt, denn dann sei ja der Bürgerkrieg zwischen Deutschen und Polen unvermeidlich. Glücklicherweise dauerte es nicht lange, so erschien in der Person des Generals v. Pfuhl ein anderer Abgesandter von Berlin mit entsprechender Vollmacht, der uns sofort die Gewehre zur Verfügung stellte. Die nunmehr damit ausgestattete Bürgerwehr wurde nun von einem Landwehroffizier täglich geübt, so daß sie einen erheblich besseren Eindruck machte und auch in der That der deutschen Bevölkerung einen weit zuverlässigeren Schutz ge-

währte, als die Sorte Bürgerwehr, die in mancher ganz deutschen Stadt, z. B. auch in Berlin, in den ersten Monaten nach dem 18. März, eine so große Rolle spielte. Das gab denn für mich jungen Menschen eine eigentümliche Verteilung der täglichen Geschäfte. Jeden Morgen von 6 bis 8 Uhr mußte ich mich als Mitglied der Bürgerwehr auf dem Schützenhause im Schießen nach der Scheibe üben. Dann begab ich mich ins Gymnasium, wo ich eine ganz ansehnliche Zahl von Stunden zu versehen hatte. Denn alsbald mußten Mitglieder des Lehrerkollegiums teils nach Berlin, teils nach Frankfurt a. M. gesandt werden; zu ihnen gehörte auch der Mathematiker Professor Löw. Daß ich von seinen Stunden die mathematischen in D. III übernehmen mußte, war mir wenig erwünscht, zumal die Jugend dieser Klasse, weil dem gesegneten Alter der Flegeljahre angehörend, disziplinarisch nicht ganz leicht zu behandeln ist. Doch habe ich nur wenig Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, aber mich stets in allen anderen Stunden wohler befunden als in den mathematischen. Mit den erwachseneren unsrer Schüler kam ich in ein freundliches Verhältnis, nicht nur, weil mir in Oberprima der Unterricht in der philosophischen Propädeutik übertragen wurde, sondern auch, weil die Primaner sich erboten, dem deutschen Nationalkomitee alle irgend wünschenswerten Dienste zu leisten. Dies führte dazu, daß sie sich nach dem Schluß der Schulstunden im Lokal der Prima versammelten. Mir war von dem Chef des großen Generalstabes ein besonderes Vertrauen dadurch erwiesen worden, daß ein Beamter im Generalkommando den Auftrag erhielt, mir die vom Kriegsschauplatz der Provinz eintreffenden Depeschen sofort mitzuteilen. Mit

diesen ging ich dann zu den versammelten Primanern und diktierte ihnen die eben eingelaufenen Nachrichten, während einer oder zwei von ihnen schon die Adressen der Zeitungen schrieben, denen der Inhalt des eben bekannt Gewordenen in knapper Fassung mitgeteilt werden sollte. Ein halbe Stunde später wurden dann die Nachrichten von der Post nach sehr verschiedenen Orten Deutschlands befördert, zunächst nach Berlin, dann aber auch nach Frankfurt, Köln, Heidelberg (Gervinus), Augsburg u. a. Schwerlich hat mich der Eindruck getäuscht, daß hierdurch eine allmählich in allen besonnenen Kreisen der Leser erfolgende Umstimmung zugunsten der deutschen Bevölkerung unsrer Provinz beschleunigt wurde. Denn dahin hatten es die Polen durch ihr ganzes Auftreten gebracht, daß uns auch der Plan einer Demarkation allmählich völlig gleichgültig wurde. Denn sie zeigten uns nicht nur in der Stadt Posen immer mehr die entschiedenste Feindseligkeit, auch vom Lande kamen oft genug Nachrichten, die unwiderleglich bewiesen, daß ein freundliches Nebeneinanderleben der polnischen und deutschen Bevölkerung geradezu unmöglich war. Vor allem trug dazu die Einwirkung der katholischen Geistlichkeit wesentlich bei. Ein Hirtenbrief des Erzbischofs erregte im Gemüt aller polnischen Bauern die größte Aufregung. Darin stand die Behauptung, man wolle sie mit Gewalt „deutsch“ — das hieß nach dem in Posen herrschenden Sprachgebrauch so viel als evangelisch — machen. Als Mitglieder unsres Komitees gefangene Sensenmänner befragten, warum sie sich denn gegen die preußische Regierung erhoben hätten, die den Bauern doch so große Erleichterungen verschafft habe, versicherten sie unter Tränen, ihr Geistlicher habe sie ver-

pflichtet sich als Sensenträger anwerben zu lassen; einem jeden sei dafür das Geschenk einer Kuh versprochen. Manche würden zwar, hätte er gesagt, dabei erschossen werden, aber das schade ihnen nichts. Am dritten Tage nachher würden sie wieder auferstehn und die Kugeln ausspucken. Mir war gerade dieser Bund des unfehlbaren Katholizismus mit der seit Jahrhunderten von ihm genährten und vermehrten Leichtgläubigkeit des Volkes ganz besonders verhaßt, und ich machte meinem Unwillen in einigen Leitartikeln unseres Blattes vielleicht etwas unvorsichtig Luft. Wenigstens warnten mich wohlwollende Freunde. Aber die Stimmung war doch völlig umgeschlagen. Es war weniger das Vertrauen auf die neugeschaffene Bürgerwehr, die übrigens ganz stattlich einherzumarschieren wußte und eine nicht geringe Zahl guter Schützen enthielt, es waren auch die militärischen Erfolge unserer Truppen, die uns das Gefühl völliger Sicherheit einflößten. Aber vor allen Dingen war es echte Begeisterung für unser deutsches Vaterland, die uns um so fester zusammenschloß, je gehässiger unsere Gegner uns entgegentraten. Als nun durch den Beschluß des deutschen Bundes Stadt und Festung Posen in den deutschen Bund aufgenommen war, wurde in Posen am 11. Mai ein Fest gefeiert, wie es die Stadt noch nie gesehen hatte. Auf dem Wilhelmsplatz, ihrem größten und schönsten Platz, versammelten wir uns. Hier erschienen die Beamten, das Nationalkomitee, die Bürgerwehr mit preussischen und deutschen, damals noch schwarz-rot-goldnen Fahnen, dann eine unübersehbare Menge deutscher Bürger. Von einer dazu errichteten Rednertribüne sollte zunächst auf die Bedeutung des Festes hingewiesen

werden. Diese Ansprache war mir übertragen worden. Sie lautete:

„Selten, liebe Mitbürger, und eines dauernden Andenkens wert sind die Stunden, wo das Volk sich erhebt in einmütiger Begeisterung, um durch ernste, würdige Feier sich seinem Vaterlande neu zu weihen. Solche Stunde ist jetzt herbeigekommen; denn wir sehen in schöner Erfüllung vor uns stehn, wonach wir so lange uns sehnten aus vollem Herzen, was wir erstrebten mit all unsern Kräften. Hinter uns liegen Tage unheimlichen Zweifelns und mühevollen Ringens. Während in ganz Deutschland die freudige Zuversicht einer schöneren Zukunft alle Herzen schwellte, sahen wir auf diesen Straßen, auf diesen Plätzen unser Volkstum bedroht; während unsre Brüder im Westen rüstig den Grund zu legen begannen zu einem Staatsbau, worin für Jahrhunderte unsres Volkes Freiheit und Herrlichkeit eine sichere Stätte haben soll, mußten wir hier sorgen von Tag zu Tag und von der kommenden Stunde fürchten, sie könnte uns das Schlimmste bringen. Deutschland schien für uns nicht erstanden zu sein, ja es schien, als ließe dort die allgemeine Freude die Gefahren vergessen, die uns umstellt hatten. Da traten wir zusammen, schlossen uns fest aneinander; dieses Volk setzte all' seine Kraft ein, und wir mögen es stolz sagen: dieses Volk hat sein Volkstum gerettet. Nicht kurz, nicht leicht war der Kampf. Es galt, da zu überzeugen, wo man noch zweifelte an der Gerechtigkeit unsres Streites, und zu entschlossener That die anzufeuern, deren Unsicherheit bereit war, die Entscheidung aus der Hand zu geben; es galt vor ganz Deutschland, vor ganz Europa uns zu bewähren als wahre

deutsche Männer; es galt, Gut und Blut an das hohe Ziel zu wagen. Schwere Opfer sind gebracht worden, heldenmütige Kämpfer für deutsche Freiheit mußten ins Grab steigen, und wohin wir den Blick richten, begegnet ihm das tiefe Elend, das dieser Krieg über unzählige unsrer Brüder gebracht hat. Und all' dieses bittre, schwere Mühen, dieses Unglück, das über unser Land hereingebrochen, diese Aufopferung bis zum Tode, lasset sie noch einmal lebendig vor eure Seele treten, auf daß wir uns ernst und tiefbewegten Herzens vorwärts wenden zu dem Gegenwärtigen und zu dem Zukünftigen. Jetzt wissen wir, daß unserm Streben das Gelingen nicht gefehlt hat; jetzt stehn wir wirklich auf deutschem Boden und es ist niemand, der es uns bestreiten könnte; jetzt sind auch wir eingetreten in den heiligen Bund, der alle Deutschen verbindet. Nun begrüßt auch hier die Frühlingssonne die neu erwachte Freiheit unsres Volkes, und wenngleich durch die eiserne Pflugschar des Krieges der Boden dieses Landes tief aufgerissen ist: jetzt mögen wir getrost das Samenkorn einer bessern Zukunft in die Furche hinauswerfen. Das Vaterland ruft uns zu sich, so wollen wir fest mit ihm stehn in guten und bösen Tagen; wollen Deutsche bleiben, solange die Mauern dieser Stadt aufrecht stehn und ihre Thürme in die Lüfte ragen. — Nun tretet heran, ihr Männer des Volkes, und ergreift die vaterländischen Fahnen, daß sie uns voranschweben als unsre Wahrzeichen. Frei mögen sie fliegen, Deutschlands und Preußens Banner, frei wollen wir ihnen folgen, wie in aller Zukunft, so heute im Glanze des Festes. Und solange sie schweben über dieser Stadt,

weiche der Geist der Freiheit, der deutsche Geist nicht von uns.“

Darauf folgte ein feierlicher Zug durch die ganze Stadt und vom Rathhaus herab hielt der Direktor unsres Gymnasiums, Schulrat Dr. Kießling, die eigentliche Festrede. Es herrschte den ganzen Tag eine weihevollte Stimmung. Mir wurde noch dadurch eine besondere Freude zuteil, daß mich die deutschen Bewohner der Walischi, derjenigen Vorstadt von Posen, worin der Dom und der erzbischöfliche Palaß lagen und ein verhältnismäßig großer Teil der polnischen Bevölkerung wohnte, einluden, doch abends einige Zeit auch in ihrem Kreise zu verweilen. Als ich mich dahin begab, mußte ich über den Markt. Dort hatte sich ein Volkshaufen versammelt, um einem Mitbürger die Fenster einzuschlagen. Es war ein deutscher Kaufmann, dem es mit Rücksicht auf seine Kunden vorteilhafter schien, sich Szmyt statt Schmidt zu schreiben. Jetzt waren junge Burschen bereits damit beschäftigt, die Steine zusammen zu tragen, um ihn zu bestrafen. Da kam ich gerade vorüber und wurde von mehreren meiner Zuhörer vom Vormittag erkannt und begrüßt. Das gab mir den Mut, mich mit einer Ansprache an den großen Haufen der dort Versammelten zu wenden und sie zu bitten, den so schön und ungetrübt verlaufenen Tag nicht durch solchen Unfug zu entweihen. Es gelang mir, die bedrohten Fensterscheiben des Herrn Szmyt zu retten. Dann begab ich mich in das mir bezeichnete öffentliche Lokal der Walischi, wo ich mich eines ganz außerordentlich herzlichen Empfangs zu erfreuen hatte und einige Stunden verweilte. Dann kehrte ich am Abend in meine Wohnung zurück. Diese lag zwei Treppen hoch im Gym-

nasium. Meine Eltern hatten bereits Posen verlassen, da mein Vater inzwischen als Provinzialschulrat nach Stettin versetzt war. Als ich nun zu meinem Zimmer emporstieg, hörte ich plötzlich eines der nach außen gelegenen Fenster laut klirren, und in demselben Augenblicke rollte etwas die eben von mir erstiegene Treppe hinab. Ich hob den runden Gegenstand auf; es war eine Büchsenkugel. Nun entdeckte ich auch in dem Fenster, das ich eben klirren gehört hatte, ein kleines rundes Loch, durch das die Kugel einge- drungen war. Diese konnte aber nicht bloß geworfen, sie mußte geschossen sein, sonst wäre sicherlich die Scheibe selbst nicht unverfehrt geblieben. Mir sollte aber offenbar durch den Schuß deutlich gemacht werden, daß ich nicht ungestraft in meinen Zeitungsartikeln die Unfehlbarkeit des Herrn Erzbischofs und der katholischen Kirche bestreiten dürfe. Die mir zuge dachte Kugel habe ich mir als ein Andenken an jene Begebenheit aufbewahrt; dann ist sie mir verloren gegangen. Tiefere Eindruck hat mir das damals Erlebte nicht hinterlassen.

Ein viel größeres Verdienst hat sich in jenen Tagen der Leiter unsrer Volksversammlungen, Herr Kolbe v. Schreeb erworben. In der Stadt Schwesenz waren die dort ein- quartierten Truppen nachts in den Betten von einer pol- nischen Bande überfallen und mehrere von ihnen umgebracht worden. Am nächsten Tage waren die Mörder gefangen genommen und waren nun gefesselt auf einem großen Leiterwagen nach Posen gebracht. Längst war ruchbar ge- worden, was in der kleinen, nicht weit entfernten Stadt vor- gefallen war, und nun stürzte sich eine Bande erbitterter deutscher Männer mit Knüppeln auf den Wagen, um ihre

Rache an den Gebundenen zu fühlen. Da sprang Schreeb auf den Wagen und deckte mit eigenem Leibe die Bedrohten, obschon nun die Schläge der vor ihm Hinaufgekletterten seinen Rücken trafen. Er aber hielt sie tapfer aus und hat dadurch die Gefangenen gerettet. Ich aber hatte den Eindruck, daß ihn jeder der empfangenen Schläge mehr ehrte, als wenn ihn ein Kaiser durch den Ritterschlag ausgezeichnet hätte.

Die regelmäßigen Volksversammlungen aber hörten nach jenem festlichen Tage bald auf, zumal die Einwohner der Stadt sich nun völlig sicher fühlten.

Auch unsrer Schule war die Wiederkehr völliger Ruhe und Ordnung zu wünschen. Unsre Herren Primaner waren ihrem Direktor mit einer Petition um neue, der Jugend größere Freiheit gewährende, Gesetze genakt; er hatte das ebenso bestimmt als ruhig abgewiesen und die Anstalt hielt sich in bezug auf Schulzucht durchaus untadelhaft. Sie erfreute sich auch bei den Eltern ihrer Schüler volles Vertrauens. Mir fiel natürlich die Stelle eines Klassenlehrers der kleineren Böglinge zu. Das nicht eben große eigentliche Gymnasium reichte trotz eines Anbaues nicht mehr aus und zwei der unteren Klassen wurden deshalb in das etwa fünf Minuten entfernte Odeum ausgemietet. Meine Quinta zählte 78 Schüler. Unter den Kollegen waren mehrere meiner früheren Lehrer. Andere waren inzwischen dazu gekommen; zu diesen gehörte besonders Professor Dr. Ziegler, ein gründlicher Philologe. Der Verkehr der Lehrer mit der Schuljugend war jederzeit freundlich. Namentlich wurden in Frühlings- und Sommertagen längere Spaziergänge unter Führung eines Lehrers unter-

nommen, und bei solchen Wanderungen überzeugte ich mich, daß auch die Umgegend der Stadt Posen keineswegs ohne landschaftliche Schönheit ist. Auch der Turnunterricht war in besten Händen, nämlich in denen Schönborns, und mir machte es Freude, mich regelmäßig als Führer einer Kriege an den Turnstunden zu beteiligen. Meine Amtstätigkeit wurde dann freilich durch den Ausbruch der Cholera getrübt. Diese trat sehr heftig auf; in einem dem Gymnasium gegenüberliegenden Hause starben in einer einzigen Nacht acht Personen an der entsetzlichen Krankheit. Ganz unberührt vom Einfluß der verpesteten Luft blieb ich in den Sommermonaten auch nicht. Wenn auch die rechtzeitig angewandte ärztliche Hülfe das Schlimmste abwandte, fühlte ich eine recht lähmende Ermattung, die auch wohl auf Rechnung meiner anstrengenden pädagogischen und politischen Tätigkeit zu setzen war, und da gerade in dieser Zeit die endgültige Entscheidung über meinen einjährigen Freiwilligendienst erfolgte, wurde ich wegen Körperschwäche für untauglich erklärt. Übrigens konnte ich sehr bald wieder mit meiner Gesundheit zufrieden sein und entschloß mich denn auch 1850 zu einer größeren Reise mit dem Oberlehrer Müller, die uns erst nach Wien, dann ins Salzkammergut führte. Hier fahrten wir, das Trauntal durchwandernd, eines Vormittags im Wirtshause des Dorfes Goisern ein. Auf dem Tisch der Gaststube lag ein Kalender, der mich durch die sehr gelungenen Bilder, die er enthielt, zur genaueren Durchsicht lockte, und ich begann darüber mit dem Wirte ein Gespräch. Der Mann hieß Konrad Deubler und holte alsbald, da er sah, daß ich mich für Bücher interessierte, eine Kiste hervor, aus der er dann zu meiner großen Überraschung

Strauß' Leben Jesu, aber auch Feuerbachs Wesen des Christentums heraus hob, und erzählte mir, daß ihm die von der katholischen Kirche verbreiteten Vorstellungen über den christlichen Glauben, besonders über die Unsterblichkeit der Seele, allerlei Zweifel erweckt hätten. Da habe er sich denn diese Bücher angeschafft, in denen er allerdings vieles nicht völlig verstehe. Feuerbach freilich scheine ihm zu weit zu gehn. Er habe sich deshalb zu Fuß auf den Weg gemacht, sei bis Berlin gewandert und habe z. B. den Professor Vatke aufgesucht, sei auch freundlich aufgenommen worden, aber die ihm gegebenen Erklärungen habe er doch zu wenig verstanden. An Strauß habe er geschrieben und ihn um weitere Erläuterungen gebeten. Er zeigte mir dann die ihm alsbald zugegangene Antwort, von der ich mir eine Abschrift mitnahm.¹⁾ Des wackern Mannes Bitte, doch einige Tage bei ihm zu bleiben, konnte ich leider nicht erfüllen, aber mir ist es noch heute leid, daß ich dem Widerstreben meines älteren Kollegen damals nachgab. In mir war doch der Eindruck zurückgeblieben, wie sehr Uhland mit seinem Ausspruch recht hat:

O Geist der Welt, du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

Mit Herbstbeginn hörte alsdann 1851 meine Amtstätigkeit am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen auf. Schon im Herbst 1848 war mein Vater als Provinzialschulrat nach Stettin versetzt worden. Am Gymnasium war erst Kießling, seit 1850 Hendemann sein Nachfolger geworden.

¹⁾ Der liebenswürdige Brief ist in dem Buche „Reben und Ranken“ von Duboc abgedruckt.

Auch mit diesen hatte ich ein freundliches Verhältnis gehabt. Anderseits hatten mir doch auch die letzten Jahre durch die zunehmende Feindschaft der Polen soviel Verdruß bereitet, daß der Wunsch einer Versetzung auf ganz deutschen Boden immer lebhafter wurde. Nun war am Gymnasium in Stettin der Gymnasiallehrer Dr. Paszke 1859 gestorben, und das machte dort die Anstellung eines weitem philologischen Lehrers nötig. Als solcher wurde ich nun mit dem Titel eines Kollaborators berufen. Ich bezog auch eine Wohnung in einem der zum Gymnasium gehörigen Häuser, während ich das Mittagessen am Tisch meiner Eltern erhielt. Leiter der Anstalt war damals Dr. Karl Friedrich Wilhelm Hasselbach, der in dem Schuljahr 1851—52, genauer am 29. April 1852, sein 50 jähriges Jubiläum feierte. Er erteilte den lateinischen und griechischen Unterricht in Oberprima. Mir fiel ein Cötus der Quarta mit dem lateinischen Unterricht zu, außerdem das Deutsche und ein Teil des Lateinischen in Obertertia. Vom Direktor, der mich immer freundlich behandelt hat, konnte ich für meine Berufstätigkeit schon deshalb nichts lernen, weil er sich um den Unterricht der verschiedenen Klassen so gut wie gar nicht kümmerte. Zu irgendeiner anregenden Verhandlung kam es in den Konferenzen fast nie, und manche meiner Amtsgenossen brachten sich einen Paß Schülerhefte mit, die sie ungestört durchsahen und verbesserten, ohne daß der vorsitzende Direktor es bemerkte oder sich verbat. Übrigens war dieser seinem Lehrerkollegium gegenüber durchaus human, und auch bei den Eltern der Schüler keineswegs unbeliebt. Als daher der Tag seines Jubiläums herannahte, erklärte er sich zwar selbst in ehrlicher Bescheiden-

heit gegen jede Feier, und als sich nun der älteste Lehrer der Anstalt, sein Schwager Ludwig Giesebrecht, der Sache annahm und einen öffentlichen Festakt der Anstalt vorbereitete, verließ Hasselbach die Stadt. Die Schulfeier wurde dann in seiner Abwesenheit abgehalten. Bei diesem Anlaß lernte ich zuerst Giesebrecht genauer kennen und habe mich sehr bald überzeugt, daß er ein hochbedeutender Mann war, der auch auf viele seiner Schüler einen tiefen Einfluß übte. Freilich nicht auf alle. Denn für oberflächliche Naturen, deren es doch in jeder Schule eine große Menge gibt, war sein Vortrag, wenn er den tieferen Zusammenhang geschichtlicher Vorgänge darstellte, zu hoch, und die Aufgaben, die er im deutschen Unterrichte für die Aufsätze der Schüler stellte, gingen ebenfalls oft über die Lebenserfahrung unreifer Knaben und Jünglinge hinaus. Da bedurfte es denn einer eingehenden Auseinandersetzung dessen, was sich der Lehrer selbst über den Gegenstand gedacht hatte; diese aber wurde nur von den Begabteren richtig verstanden, während die Mehrzahl nur einzelnes dem Gedächtnis einprägte oder, ohne daß Giesebrecht es merkte, sich auf lose Blätter schriftliche Aufzeichnungen machte, die teilweise den Gedankengang, um den es ihm zu tun war, richtig wiedergaben und dann ein völlig unverdientes Lob erhielten. Alles dies hing mit einer andern Eigenschaft des Mannes zusammen. Er hatte ein sehr warmes Gemüt, aber auch den lebhaften Drang, im Gang der Geschichte und nicht minder in den Berichten und Lehren der Religion den eigentlichen Wahrheitsgehalt zu erfassen und den Ergebnissen seiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Hegels Philosophie hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht, aber un-

zweifelhaft war es auch, daß in ihm zugleich eine nicht geringe Dichterkraft lebte. Dafür legen die zwei Bände seiner Gedichte vollgültiges Zeugnis ab. Man findet darin auch die Verse, die an Hasselbachs Ehrentage zum Vortrag kamen.¹⁾ Nicht minder wesentlich war der Beitrag, den der Musiklehrer am Gymnasium, der bekannte Balladenkomponist Karl Löwe, dazu lieferte. Er setzte die Texte, die vom Schülerchor gesungen werden sollten, in Musik, oder wählte sie aus vorhandenen Melodien aus. Mit ihm war ich auf eine ganz eigentümliche Weise in nähere Verbindung gekommen. Als Lehrer des Gesanges übte er in einer Wochenstunde den Sopran und Alt, in einer andern die Männerstimmen. Diese Stunden lagen von vier bis fünf nachmittags. Da wurde es nun dem sonst sehr geschätzten Manne recht schwer, die unentbehrliche Zucht aufrecht zu erhalten. Er hatte dazu zwar allerlei eigenartige Mittel angewandt; z. B. machte er den Knaben das Wesen der verschiedenen Taktarten an bestimmten Naturerscheinungen deutlich. Den Zweivierteltakt verglich er mit einer eben der Erde erwachsenen Bohne, den Dreivierteltakt mit einem Kleeblatt. Dann fragte er: „Womit kann man also den Dreivierteltakt vergleichen?“ Sofort erfolgte von sämtlichen Quartanern mit lautester Stimme die Antwort: „Mit dem Kleeblatt.“ „Gut, denn da geht es auch eins, zwei, drei, eins, zwei, drei.“ Nun setzte der Chor ein, und einige Minuten lang donnerten die auch von Fußritten begleiteten Rufe: „Eins, zwei, drei!“ usw. durch das ganze Haus. Das war nun

¹⁾ Auch die dabei von Giesebrecht gehaltene Festrede ist dort zu finden.

recht belustigend, konnte aber auch als heilloser Unfug bezeichnet werden, obschon sich dabei noch das dem Menschen angeborne Gefühl für musikalischen Taktschlag sehr deutlich geltend machte. Auch sonst herrschte in diesen Stunden eine so ausgelassene Heiterkeit, daß der eigentliche Zweck der Übung allzusehr zurücktrat. Das bestimmte mich, Löwe anzubieten, ich wollte in diesen Stunden immer anwesend bleiben. Das nahm er gern an, und von da an ließ der Unfug nach. Auch in den Singstunden herrschte Ordnung. Nun waren für die Aufführungen bei der beabsichtigten Schulfeier natürlich viel Proben nötig, und auch dazu stellte ich meine Beihülfe zur Verfügung, die sich der auch sonst vielbeschäftigte Mann gern gefallen ließ. Der eigentliche Festakt hatte insofern einen dramatischen Verlauf, als nach einem gesprochenen Prolog in Versen aus jeder der Nationen, deren Sprachen noch jetzt auf dem Gymnasium gelehrt werden, ein Vertreter mit einem kürzeren Vers auf die Eigenart des Volkes hinwies, aus dessen Literatur dann ein charakteristisches Lied vom Chor abgesungen wurde. Dies begann mit Mendelssohns schöner Komposition der ersten Strophe von Sophokles' herrlichem Loblied aus dem Oidipus auf Kolonos. Eingeführt wurde das durch den Vers:

Gorch, die Nachtigall im Haine,
Die Kolonos' Höhn umirrt!
Griechenstimme das, die reine,
Die der Menschheit Traum entwirrt,
Griechenlied in deutscher Zunge,
Das auf deutschen Klängen wiegt,
Wie die Tochter sich, die junge,
An die hohe Mutter schmiegt.

Dann sang der Chor:

Zur roßprangenden Flur, o Freund,
Kommst du, usw.

Es folgte hierauf ein Bote, der das Lied ankündigte, das die Soldaten sangen, als Cäsar nach siegreichen Kämpfen wieder in Rom einzog. Hier hatte Löwe für den lateinischen Text eine populäre Melodie komponiert. England wurde dann durch Rule Britannia, Frankreich durch einen passenden Chor aus einer Oper von Halevy vertreten. Dann deklamierte ein anderer Sprecher:

Tatentühne Lieder schallen!
Ach, der Deutschen Stimme schweigt;
Ihre Krone ist gefallen,
Ihre Stirnen sind geneigt.
Vormals Ludolfingertage,
Vormals Hohenstaufenzeit,
Aber jetzt die bange Klage
Um zerrissnen Volkes Leid.

Lange, dichte Scharen ziehen
Unablässig übers Meer;
Schwer ist, aus der Heimat fliehen,
In der Heimat bleiben, schwer.
Ja, wenn sie nicht Muttererde
Wäre, nicht der Väter Grab,
Wer entsagte nicht dem Herde,
Griffe nicht zum Wanderstab?

Dann hörte man noch einmal die Akkorde aus dem Oedipus,
und nun sprach der Ordner (also Giesebrecht):

Hörst du in der Abendkühle
Von Kolonos den Gesang?
Wende aus dem Weltgewühle,
Deutsche Seele, Blick und Gang!

Eile dich in dir zu fassen,
Und was draußen, werde Spott
Wenn die Götter dich verlassen,
Deine feste Burg ist Gott.

Luthers Lied: „Ein feste Burg“ machte den Schluß dieses Teils der Feier. Hierauf hielt Giesebrecht seine ebenso warmherzige als gedankenreiche Festrede. Den Schluß aber des ganzen Abends bildeten zwei Chöre aus Händels Judas Makkabäus, erst das bekannte „Seht, er kommt mit Preis gekrönt“ mit kleinen Textänderungen, und der Chor: „Singt unserm Gott“. Beide Gesänge hatte ich nach Löwes Wunsch mit den Schülern eingeübt. Diese in das erste Jahr meiner Stettiner Amtstätigkeit fallenden Geschäfte führten nun auch zu einer näheren Verbindung mit Calo, demjenigen meiner Kollegen, der unter den Lehrern des Stettiner Gymnasiums eine ganz eigenartige, aber auch hervorragende Stellung einnahm und zugleich Giesebrecht am nächsten stand, so daß dieser in seinen letzten Jahren noch des jungen, allzufrüh gestorbenen Freundes Biographie zu schreiben unternahm.¹⁾ Er war 1814, 22 Jahre später als Giesebrecht, geboren, ist 1872 gestorben. Er war eine wesentlich anders angelegte Natur, als sein älterer Freund. Dieser suchte seinen Verkehr nur in kleineren Kreisen ernster Männer, die ihm in religiösen und politischen Anschauungen ähnlich, d. h. von echter Frömmigkeit beseelt, aber über alle Engherzigkeit erhaben und vom Buchstaben des Glaubensbekenntnisses unabhängig waren. Seine geschichtlichen Studien

¹⁾ Kern hat in seiner sehr lesenswerten Lebensgeschichte Giesebrechts (Stettin 1875) als Anhang die von diesem hinterlassene Handschrift, soweit sie vollendet war, abgedruckt.

und eigne Erlebnisse hatten den aus Mecklenburg stammenden Giesebrecht zum guten Preußen gemacht, der 1813 und 1814 mitgekämpft hatte, wärmste Liebe zum deutschen Vaterlande hegte und deshalb auch später Mitglied des in der Paulskirche tagenden Parlaments geworden ist. Calo machte dagegen weit mehr den Eindruck eines Weltmannes, der sich mit voller Sicherheit in den Formen feinsten Gesellschaft zu bewegen wußte. Mit dem älteren Freunde verband ihn die beiden gemeinsame Begeisterung für Jugendunterricht und Erziehung. Seine Hingabe an die Aufgaben seines Schulamts war geradezu bewunderungswürdig. Er wußte sich die Herzen seiner Zöglinge zu gewinnen, wie ich es selten bei einem andern meiner Amtsgenossen gesehen habe. Das erreichte er, indem er überall, wo er guten Willen bemerkte, diesen aufs herzlichste anerkannte, mit allem Tadel aber soweit als irgend möglich zurückhielt. Kam ein Schüler trotz seines Fleißes in der Klasse nicht mit, so war Calo sofort zu Privatunterricht bereit, für den er aber niemals eine Bezahlung angenommen hat. Er unterrichtete mit Vorliebe im Deutschen und Französischen, wußte überall lebendig anzuregen, übte die Schüler aber auch durch zahlreiche schriftliche Arbeiten, deren Korrektur er mit der größten Gewissenhaftigkeit besorgte. Jede Woche mußte ihm seine Klasse einen deutschen Aufsatz liefern, französische Arbeiten eher noch mehr. Die großen Stöße, die er dann durchzusehen hatte, kosteten ihm täglich viele Stunden, oft genug nahm er auch die Nacht zu Hülfe. Dabei war er im Essen und Trinken außerordentlich mäßig, trank weder Bier noch Wein oder Kaffee. In Gesellschaften zu gehn fehlte ihm die Zeit; erschien er einmal ausnahmsweise, so wurde er

mit besondrer Freude begrüßt, denn jede Unterhaltung mit ihm war anregend und fesselnd. Wiederholte größere Reisen boten ihm reichlichen Stoff. So war er in der That eine Persönlichkeit, die durch eine ungewöhnliche Energie und Pflichttreue weit über die meisten emporragte. Er hat sich denn auch aus manchen begabten Schülern treue Freunde für spätere Jahre herangezogen. Mir hat er sich immer freundlich gezeigt; unvergeßlich bleibt mir ein Abend bei ihm, zu dem er außer mir nur Löwe eingeladen hatte und dieser uns nun einige seiner schönsten Balladen vorsang. Um die Jugend machte sich Calo dann auch dadurch verdient, daß er mit Giesebrecht einen Verein aus erwachseneren und für Poesie und Gesang empfänglichen Schülern leitete, worin ergreifende Dichtungen vorgetragen, aus klassischen Dramen besonders wirksame Szenen geradezu aufgeführt, auch vorher eingeübte Lieder mehrstimmig gesungen wurden; das erstere freilich ohne Kostüme. Wallensteins Lager machte trotzdem, als es in einem benachbarten Dorfe unter dem Schatten mächtiger Bäume vom Anfang bis zu Ende dargestellt wurde, einen ganz erfreulichen Eindruck. Jedenfalls ist mir schon damals klar geworden, daß Teilnahme der Lehrer an den Privatbeschäftigungen ihrer reiferen Schüler, namentlich wenn diese aus Neigung zur Poesie oder Musik hervorgegangen sind, eine überaus wohlthätige Wirkung auf das gegenseitige Verhältnis der Lehrenden und Lernenden ausübt. Das habe ich mir damals gemerkt; mein späteres Leben bot mir mehr als einmal Veranlassung, solchem Beispiele zu folgen.

Unter den übrigen Kollegen waren noch mehrere hervorragende Philologen, namentlich Dr. Hermann Rassow,

den ich später als Gymnasialdirektor in Weimar wieder-
sah. Auch mit Franz Kern und Dr. Hugo Uberg verband
mich herzliche Freundschaft. Hasselbachs Nachfolger, Karl
Peter, habe ich aufrichtig verehrt und mir sein Ver-
trauen erworben; besonders nahe aber stand mir Georg
Pitsch, der später Giesebrechts Schwiegersohn wurde. Durch
ihn wurde ich auch mit dem Vater meiner späteren Frau
bekannt. Das war August Dohrn, ein Mann, der, von
wohlhabenden Eltern stammend, in jüngeren Jahren weite
Reisen durch das halbe Europa und nach Amerika gemacht
und auf diesen nicht bloß Käfer gefangen hatte — denn
Entomologie trieb er mit besondrer Vorliebe. Er er-
lernte dabei auch romanische und germanische Sprachen
und, da er zugleich musikalisch hochbegabt war, so prägte
er seinem Gedächtnis eine außerordentliche Menge von Volks-
liedern ein, die er dann am Klavier mit einer sehr schönen
Tenorstimme empfänglichen Hörern vorsang. Leider hat er
sie nie zu Papier gebracht; solange aber seine Stimme es
aushielt, hat er mit solchem Gesang seinen Angehörigen und
Freunden einen hohen und geradezu unerseßlichen Genuß
bereitet. Kam er nach Berlin, so lud ihn sich König
Friedrich Wilhelm IV. ganz allein ins Schloß ein, und dann
sang er diesem seine Lieder vor. Sein Vermögen erlaubte
ihm, sich ganz den Beschäftigungen hinzugeben, die ihn be-
sonders lockten. Denn für die Leitung der Pommerschen
Zuckerfiederei, deren erster Direktor er war, wurde ein eigner
technischer Leiter angestellt. So hat er denn eine ganze
Reihe spanischer Dramen übersetzt, namentlich solche, die
man in den Übertragungen von Schlegel und Gries noch
nicht lesen konnte. Kenner dieser Literatur haben gewiß

recht, wenn sie versicherten, daß Dohrns Bearbeitung dieser Dichtungen die genannten weit übertrefse. Vermählt war er mit einer sein Haus trefflich verwaltenden Frau, die ihm eine Tochter und drei Söhne schenkte, von denen der älteste, Heinrich, unvermählt blieb, der zweite als Geschäftsmann und Direktor der Berliner Feuerversicherung früher als seine Brüder gestorben ist, während der ältere sich als Stadtrat um Stettin verdient gemacht hat und auch jetzt noch Abgeordneter im Reichstag ist. Der dritte ist Begründer und Leiter der in Neapel gestifteten zoologischen Station. Was mich aber mit aller Gewalt zu häufigeren Besuchen in dies Haus zog, war weniger die meinem Beruf fernstehende Entomologie, auch nicht die sich hier oft bietende Gelegenheit gute Musik zu hören; auf mich hatte die Schönheit und der Seelenadel der Tochter des Hauses den tiefsten Eindruck gemacht, und daß sie meine Liebe erwiderte und auch die Eltern in unsre Vermählung willigten, gehört zu den glücklichsten Schicksalsfügungen, die ich erlebt habe. Es handelte sich nun darum, daß es mir gelang eine amtliche Stellung zu erlangen, die mir erlaubte, einen eignen Hausstand zu begründen. Dazu bot sich Gelegenheit an dem erst vor einigen Jahren in Greifenberg, einer hinterpommerschen Stadt an der Rega, eröffneten Gymnasium. Dort wurde ich zum Prorektor, d. h. zum ersten Lehrer nächst dem Direktor erwählt, und als wir auf dem Landgute meines Schwiegervaters im Oktober 1854 die Hochzeit gefeiert hatten, fuhren wir noch am Nachmittage desselben Tages mit Extrapost nach Greifenberg, wo uns in einem am Markt gelegenen Hause vorher von der Schwiegermutter die Wohnung eingerichtet worden war, nachdem ich bereits

in den Osterferien mein neues Amt angetreten hatte. Der Ehebund, den wir geschlossen, ruhte fest auf dem Grunde herzlichster Liebe und Treue, meine Frau nahm an allen meinen Bestrebungen innigsten Anteil, liebte die Musik wie ich und war den sieben Kindern, die uns geschenkt wurden, eine liebevolle, sorgsame Mutter. Nicht ganz vierzig Jahre haben wir alles Glück und alle Sorgen des Lebens geteilt, dann hat sie mir der Tod 1891 entrißen.

Direktor des Greifenberger Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums war Dr. Campe, der außer einer Reihe philologischer Aufsätze und Übersetzungen auch ein Buch über den Geschichtsunterricht verfaßt hat. Die Anstalt war, als ich meinen Dienst dort antrat, noch nicht vollständig, die oberste Klasse war zunächst die Sekunda; erst anderthalb Jahr später erhielt sie eine Prima. Mir fielen außer griechischen und lateinischen besonders auch deutsche Stunden zu. Aber auch am Turn- und Gesangsunterricht beteiligte ich mich und konnte unter Heranziehung einiger Dilettanten vor einem eingeladenen Publikum eine Aufführung von Händels Messias am Klavier zustande bringen. Aber auch zu weiteren Wanderungen mit den reiferen Schülern fand sich Zeit und Gelegenheit. Denn der Umgegend der Stadt fehlte es nicht an größeren Wäldern und auch die Ostseeküste von Kammin bis zum Bade Misdroy ließ sich erreichen. Unter meinen Kollegen war es besonders der Subrektor Riemann und der Gymnasiallehrer Zelle, mit denen wir in freundlichen Verkehr traten; der erstere hat sich später dadurch verdient gemacht, daß er 1862 eine Geschichte der Stadt Greifenberg, 1873 die der Stadt Kolberg schrieb. Von den übrigen Bewohnern des Orts war es besonders der Landgerichtsdirektor

Nemitz, mit dessen Familie wir freundlichen Umgang pflegten. Sehr erfreuliche Abwechslung boten uns dann Besuche bei zwei Gutsbesitzern der näheren Umgegend. Nur eine Viertelstunde von der Stadt hatte ein mir von Stettin her Bekannter namens Wegener mit seiner liebenswürdigen Frau sein Haus; etwas weiter besaß der Landrat des Kreises Hermann von der Marwitz ein Gut namens Rühnow. Seine Gattin war meine Cousine. Ihn führte sein Amt fast täglich nach der Stadt, und dann besuchte er uns öfter, nahm uns auch wohl in seinem Wagen mit auf sein Gut. So brachten wir etwas über zwei glückliche Jahre in dieser kleinen Stadt zu. Irgendein besonders aufregendes Ereignis habe ich dort nicht erlebt, bin aber noch mit einem Vorfall bekannt geworden, der kurz vor meinem Dienstantritt die Gemüter erregt hatte und für die damaligen Zustände bezeichnend war. Israeliten wohnten nicht viel in Greifenberg; immerhin war ihre Zahl so groß geworden, daß ihre Gemeinde sich eine neue Synagoge bauen konnte. Zu deren Einweihung waren außer dem Bürgermeister und den Stadträten auch der Direktor des Landgerichts mit seinen Beamten und das Lehrerkollegium des Gymnasiums eingeladen und die dazu Aufgeforderten hatten sich denn auch zu der Feier eingefunden. Am nächsten Sonntag aber besprach der Diakonus Boller im evangelischen Gottesdienst das Vorgefallene und ging in seinem Tadel all der Christen, welche der israelitischen Einweihung der Synagoge beigewohnt hatten, soweit, daß er sagte, diese hätten Christus zum zweitenmal gekreuzigt. Das griff der Gerichtsdirektor Nemitz auf, verklagte den Diakonus, weil er ihn eines Mordes beschuldigt hätte, und dieser ist dann auch zu einer Geld-

oder Gefängnisstrafe verurteilt worden. Aber auch den Lehrern des Gymnasiums ging ihr ruckloser Mangel an christlicher Frömmigkeit nicht ungeahndet hin. Denn einige Zeit nach dem welterschütternden Ereignis erschien, vom Minister gesendet, der vortragende Rat im Kultusministerium, der die Inspektion über die evangelischen Gymnasien hatte, Dr. Wiese. Er kam kurz nach meinem Dienstantritt, besuchte in verschiedenen Klassen den Unterricht, wobei ich von ihm freundliche Anerkennung erhielt; ich war ja auch nicht an jener Kreuzigungsfünde beteiligt gewesen. Dann aber erklärte er doch der Lehrerkonferenz, daß gerade an dieser Anstalt, die man allerdings als ein christliches Gymnasium bezeichnet hatte, der Besuch der Synagoge mit Recht Anstoß erregt habe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sendung des Herrn Geheimrats nach der kleinen hinterpommerschen Stadt nur erfolgt war, um diese Mißbilligung auszusprechen. Jedenfalls wurde sie von Campe hingenommen, ohne daß er ein Wort darauf erwiderte.

Übrigens verstand es sich von selbst, daß die evangelischen Schüler zum regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes angehalten wurden und daß alljährlich einmal allen konfirmierten Schülern und dem ganzen Lehrerkollegium von dem dortigen Superintendenten das Abendmahl gereicht wurde.

Nachdem ich etwas über zwei Jahre als Prorektor auch in der obersten Klasse unterrichtet hatte, erhielt ich von der städtischen Behörde der Stadt Stolp eine Anfrage, ob ich bereit sei die Leitung eines dort neu zu gründenden Gymnasiums zu übernehmen. Ich bat mir Bedenkzeit aus,

während deren ich mich selbst nach Stolp begab, um mir ein Urtheil über die dortigen Verhältnisse zu verschaffen.

Vom Bürgermeister und den anderen Mitgliedern des Stadtrats wurde ich aufs höflichste aufgenommen. Der dortige evangelische Geistliche erkundigte sich eingehend nach meinen Ansichten über den Religionsunterricht und war offenbar mit meiner Antwort völlig zufrieden. Da mir übrigens die Stadt und ihre Bewohner einen recht günstigen Eindruck machten, so erklärte ich mich zu der mir angebotenen Stelle bereit und erfuhr wenige Tage später, daß meine Ernennung einmütig vom Magistrat beim Schulkollegium der Provinz beantragt sei. Nun schrieb ich an den Geheimrat Wiese und erhielt auf meine Anfrage, ob wohl auch vom Minister die Bestätigung der auf mich gefallenen Wahl zu hoffen sei, bejahende Antwort. Daraufhin durfte ich alsbald meine Ernennung erwarten. Aber es vergingen nicht bloß Wochen, sondern Monate, ohne daß die Entscheidung erfolgte. Die Sommerferien brachten wir damals (1856) in Stettin bei den Schwiegereltern zu; mein Vater war eben als Provinzialschulrat nach Magdeburg versetzt worden. Mein Schwiegervater riet mir nun, dem damaligen Oberpräsidenten Senfft v. Pilsach einen Besuch zu machen und so zu erfahren, ob vielleicht in dem Bericht des Schulkollegiums an den Minister über die auf mich gefallene Wahl irgend etwas enthalten sei, was diese ganz ungewöhnliche Verzögerung erkläre. Ich fragte Se. Exzellenz geradezu, ob er vielleicht gegen meine Person Bedenken hege. Darauf antwortete er mit einer mich geradezu überraschenden Freundlichkeit, daß er gegen mich durchaus nichts einzuwenden habe. So kam ich denn ganz beruhigt zu

meinem Schwiegervater zurück und wir erwarteten nun Tag für Tag meine Ernennung in der Zeitung zu lesen. Sie kam trotzdem nicht. Wohl aber erhielt ich von Herrn Wiese einen Brief des Inhalts, der Herr Minister wäre an sich bereit gewesen mich zu bestätigen, aber der Herr Oberpräsident habe erhebliche Bedenken gegen mich erhoben, namentlich wegen meiner allzufreien Anschauungen in religiösen Dingen. Das seien Rücksichten, die den Minister nicht hindern würden, meine Ernennung zum Direktor eines andern Gymnasiums zu genehmigen, z. B. sei in Hamm (Westfalen), durch die Versetzung des dortigen Direktors Dr. Liebaldt nach Guben, die Berufung eines neuen Leiters nötig geworden, und wenn das dortige Kuratorium und der Schulrat von Westfalen mich vorschlage, so werde die Wahl sofort bestätigt werden. Daraufhin veranlaßte mich mein Schwiegervater, alsbald nach Hamm zu reisen. Das war eine damals mehrere Tage währende Fahrt, die zum Teil noch im Postwagen zurückgelegt werden mußte. Aber der Empfang, der mir in Hamm zuteil wurde, entschädigte mich reichlich für die weite Reise. Wie ich erwartete, erfolgte meine Ernennung zum Direktor binnen wenigen Tagen. Nur mußte ich noch einer gesetzlich vorgeschriebenen Bedingung genügen und mich bei der Kgl. Prüfungskommission der Provinz Pommern zu einem Colloquium pro rectoratu einfinden. Diese bestand aus Professoren der Universität Greifswald; der Philologe Schömann hatte darin den Vorsitz. Mir war die Reise dorthin auch deshalb willkommen, weil ich schon früher die Bekanntschaft mit Robert Heinrich Hiecke, dem damaligen Direktor des dortigen Gymnasiums, gemacht hatte. Er war ein ganz hervorragender Schul-

mann. Sein Buch über den deutschen Unterricht hat die wirksamste Anregung zu einer die Jugend wirklich fesselnden Behandlung unsrer Literatur gegeben, und auch jetzt noch wird jeder Lehrer daraus fruchtbare Belehrung und Anregung schöpfen, wie auch aus einer Reihe teils allgemein pädagogischer teils die vaterländische Literatur behandelnder Aufsätze und Schulreden, die ich nach des Verfassers Tod sammelte und herausgab.¹⁾ Er gehört zu denjenigen Schulmännern, die ich auch wegen ihres Seelenadels mir zum Muster genommen habe. Dazu kam dann, daß er mit Kießling nahe verwandt war. Die Anstalt in Hamm war erst einige Jahre nach dem Westfälischen Frieden 1657 vom Großen Kurfürsten als *gymnasium illustre* gegründet worden und war ursprünglich eher eine kleine Universität als eine Vorbereitungsschule für das akademische Studium gewesen. Sie sollte eine protestantisch-kalvinistische Bildungsanstalt werden. Doch hatte sie wegen der geringen Einwohnerzahl der Stadt bis in die Zeit Friedrichs des Großen ein ziemlich kümmerliches Dasein gefristet. Erst durch diesen und seinen Minister Zedlitz wurde sie nach Vereinigung mit der bereits am Ort bestehenden Lateinschule ganz zu einem Gymnasium nach der jetzt üblichen Bezeichnung. Der König hat sich offenbar selbst um die Angelegenheit gekümmert.

¹⁾ Sie erschienen 1865 und 1886 im Verlag der Grote'schen Buchhandlung unter dem Titel „Reden und Aufsätze von Dr. Robert Heinrich Hiede“ und „Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur“ herausgegeben von Dr. G. Wendt. Aber auch von Hiedes deutschem Lesebuch für obere Klassen habe ich mit dem mir befreundeten Dr. Gandtner, damals Direktor in Minden, später Kurator der Universität Bonn, die sechste Auflage 1864 herausgegeben.

In dem Erlaß, der damals an die Clevesche Regierung über die einzuführende Schulordnung erging, hieß es: „Euch wird aufgegeben die Einrichtung zu treffen, daß alle die, so sich den Studien widmen, das Griechische und Lateinische emsig treiben, daß die Lehrer sich des Quintilians Vorschriften als einer Methodik bekannt machen müssen, inmaßen Wir Allerhöchstselbst dieses schlechthin verlangen.“ Die Befugnis, für die Besetzung aller Lehrstellen Vorschläge dem Kgl. Provinzial-Schulkollegium in Münster vorzulegen, wurde einem Kuratorium verliehen. Dieses bestand, als ich dorthin kam, aus dem Präsidenten des Hammer Oberlandesgerichts Lent, dem Direktor des Landgerichts Jacobi, dem Oberbürgermeister, einem evangelischen Prediger und dem Direktor des Gymnasiums. Diese hatten auch über die Geldmittel zu verfügen, aus denen die Gehalte der Lehrer und die Kosten der Heizung, Beleuchtung u. a. bestritten wurden. So hatte das Kuratorium einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Anstalt. Ich habe das von vornherein sehr angenehm empfunden und im Verlauf meiner zehnjährigen Amtstätigkeit mehr und mehr schätzen gelernt. Vorbedingung war natürlich, daß der Direktor sich volles Vertrauens bei den übrigen Kuratoren erfreute. Dies Glück nun ist mir in vollem Maße zuteil geworden; auch überzeugte ich mich bald, daß diese für die wesentlichsten Aufgaben und Bedürfnisse des Gymnasiums volles Verständnis und warme Teilnahme besaßen. Der Präsident Lent war ein mit Recht in ganz Westfalen hochangesehener, auch geistig bedeutender Mann und gehört zu denjenigen, deren herzliche Freundschaft ich als eines der besten Güter meines Lebens empfand. Mehrere seiner Söhne habe ich dann zur

Universität entlassen. Mit allen seinen Angehörigen bildete sich ein überaus freundlicher Familienverkehr. Den aus Schleswig-Holstein stammenden Bürgermeister Jahn hatten die Drangsale, denen vor dem großen Entscheidungskampf alle deutsch gesinnten Männer von den Dänen ausgesetzt waren, gezwungen, diese Stellung in der preussischen Stadt anzunehmen. Auch in seinem Hause herrschte ein inniges Familienleben, und eine treffliche Hausfrau sorgte dafür, daß die aus Hinterpommern eingetroffenen Ankömmlinge sich im Verkehr mit Jahn und den Seinen wohlfühlten. Dazu kam dann, daß wir sehr bald des Bürgermeisters Bruder, den Professor Otto Jahn, hier kennen lernten, wenn dieser von Bonn aus seine Verwandten besuchte. Mir war es eine große Freude in ihm den würdigen Nachfolger meines früheren Lehrers Welcker begrüßen zu können, meiner Frau aber galt er, wie mir, wegen seines eingehenden Verständnisses für die Geschichte der Musik als einer der fachkundigsten Kenner auch auf diesem Gebiete. Ihn begleitete auch einmal sein Neffe Adolf Michaelis, den ich später von Karlsruhe aus in Straßburg als Professor der Archäologie begrüßen konnte. Als uns damals einige Jahre später einmal eine Reise nach Bonn führte, haben wir auch die Freude gehabt von Otto Jahn mit größter Herzlichkeit in sein Haus aufgenommen zu werden. So gestaltete sich der Umgang mit Familien, mit denen wir in Hamm in näheren Verkehr traten, in sehr erwünschter Weise. Bald erweiterte sich der Kreis dadurch, daß wir auch in der Umgebung der Stadt bekannte Menschen fanden, mit denen freundliche Beziehungen angeknüpft wurden. Es war namentlich das Pfarrhaus im Dorfe Berge, wo Pastor Luyken nicht

nur als trefflicher Hausvater waltete, sondern sich auch mit großem Eifer dem Geigenspiel widmete. Mit ihm und seiner ganzen Familie verband uns aufrichtige Freundschaft, die mir vom Sohne des Hauses auch noch in viel späteren Jahren, wenn ich ihn in Bonn aussuchte, bewiesen worden ist. Nicht sehr weit von diesem Pfarrdorf lag damals das Gut Kaltenhof entfernt. Das gehörte einem reichen Gutsbesitzer Löh, der dort mit seiner großen Familie lebte. Auch hier kam man uns sehr freundlich entgegen; ich habe den Hausherrn aufrichtig schätzen gelernt. Der Umstand, daß er Jude war, konnte mich ihm ebensowenig fern halten, als den Mann, der später sein Schwiegersohn wurde. Es war dies der Justizrat Heinzmann, einer der ersten, wenn nicht geradezu der erste Rechtsanwalt in ganz Westfalen, und auch zu ihm kamen wir dann in einen freundschaftlichen Verkehr, zumal meine spätere Dienstwohnung seinem Hause gegenüber lag.

Das waren freilich alles Verhältnisse, die sich erst allmählich entwickelten. Unmittelbar nach meiner Ankunft erwartete mich ein keineswegs leicht abzumachendes Geschäft. Als ich mit dem Jahresanfang 1857 angekommen war, erfuhr ich, daß im folgenden Sommer zweihundert Jahre verflossen sein würden, seit das vom Großen Kurfürsten neu begründete gymnasium illustre eröffnet worden war, und mein Kuratorium und das Lehrerkollegium waren der Ansicht, es zieme sich, an dem betreffenden Tage eine öffentliche Schulfeier zu veranstalten. Zum Jubiläum am 25. Mai wurden die vorgesetzte Behörde, die Direktoren sämtlicher westfälischen Gymnasien und alle Eltern der Schüler und die Freunde der Anstalt eingeladen. Die Stadt

war festlich geschmückt, am Morgen des Jubiläumstages begab sich die Schuljugend unter Führung ihrer Lehrer erst in die evangelische Kirche, dann in den Klubsaal, da unsere Schullokale nicht ausreichten. Auch der Oberpräsident von Westfalen, Herr v. Düesberg, und zwei Schulräte waren außer den Mitgliedern der in Hamm wohnenden staatlichen und städtischen Behörden und einer großen Versammlung von Gönnern des Gymnasiums anwesend, und die Feier verlief ohne jeden Mißklang. Mir aber erwuchs daraus die Aufgabe, durch Darstellung der seitherigen Geschichte unserer Anstalt auf die Bedeutung dieses Tages aufmerksam zu machen. Nun hatte zwar einer meiner Vorgänger, Professor Wachter, diesen Gegenstand 1818 bearbeitet. Mir aber, dem die ganze frühere Entwicklung dieser Schule völlig unbekannt war, erwuchs aus der Programmabhandlung „zur Geschichte des Gymnasiums“ viel Mühe.

Meine Wirksamkeit als Leiter hatte insofern manches Eigenartige, als ich dem Lebensalter nach das jüngste Mitglied des ganzen Lehrerkollegiums war. Erst wenige Wochen nach meiner Ankunft wurde ich 30 Jahre alt. Unter den Lehrern aber waren mehrere schon eine ansehnliche Zahl von Jahren im Dienst, so daß eine Neubesezung in mehr als einer Stelle vorauszusehen war. Das ist denn auch eingetroffen; als ich selbst zehn Jahre später Hamm verließ, waren von den zurückgebliebenen Kollegen nur zwei älter als ich. Jede Berufung aber erfolgte durch einen Beschluß des Kuratoriums, und dies trat in allen solchen Fällen meinen Vorschlägen bei. Eine besonders dankenswerte Unterstützung für alle Amtsgeschäfte fand ich beim Schulrat Suffrian in Münster. Schon beim ersten Besuche, den ich

ihm machte, gab er mir zweifachen Rat: einmal sollte ich nicht allzuängstlich sein, wenn ich irgendeine Maßregel für nötig hielte, sondern sie, ohne die Behörde zu fragen, durchführen und es nicht allzu tragisch auffassen, wenn ich gelegentlich auch einmal einen Verweis erhielt. Handle es sich aber um Besetzung einer frei gewordenen Lehrerstelle, so möchte ich möglichst wenig solche Männer in Vorschlag bringen, die sich bereits in der Provinz Westfalen bewährt hätten; denn dadurch würde ja eine andre Anstalt geschädigt. Am besten wäre es, wenn ich einen tüchtigen Mann aus nichtpreußischem Gebiet gewänne; das sei ja unter allen Umständen ein Vorteil für unsern Staat. Beide Weisungen habe ich gewissenhaft befolgt und mich dabei gut gestanden. Machte ich die Beobachtung, daß einer meiner Amtsgenossen sich in seiner Lehrweise oder in seinen Anforderungen an das Verständnis der Schüler vergriff, so suchte ich ihn in freundlichster Weise zu überzeugen und wurde dann auch bei den gründlichen Revisionen des gesamten Unterrichts, die Suffrian alle zwei bis drei Jahre vornahm, von ihm aufs wirksamste unterstützt. Denn wenn auch seine wissenschaftliche Bildung mehr nach der mathematischen und naturwissenschaftlichen Seite neigte, so wußte er doch auch im sprachlichen Unterricht in überzeugender Weise auf Einhaltung einer richtigen, für die Jugend förderlichen und zugleich anregenden, Methode hinzuwirken. Einen Verweis habe ich nie bekommen. Gab es nun eine Lücke im Lehrerkollegium, so ist es mir immer gelungen, bei der Wiederbesetzung auch hier dem Rate meines nächsten Vorgesetzten zu folgen. Die Vorschläge, die ich in solchem Falle unserm Kuratorium machte, haben immer dessen Zu-

stimmung erlangt, und da das Gymnasium auch über genügende Geldmittel verfügte, so bin ich mehr als einmal beauftragt worden, mir namentlich im Kurfürstentum Hessen, z. B. in Hanau, Männer, die sich aus den dortigen Zuständen fortsehnten, in ihrem Unterrichte anzusehen. So glückte es mir, von dort Karl Heräus für unser Gymnasium zu gewinnen, der dem lateinischen Unterrichte der obersten Klassen völlig gewachsen war. An Stelle des trefflichen Mathematikers Hädenkamp gelang die Berufung des ebenfalls hochverdienten Dr. Friedrich Reidt vom Benderschen Institut in Weinheim. Zu einem andern besonders tüchtigen Philologen kam ich dadurch, daß mir Ritschl seinen Schüler Karl Schnelle empfahl, der sich dann später auch im Königreich Sachsen als Rektor der Landeschule Zittau und zuletzt der Fürstenschule in Grimma trefflich bewährt hat.

Meine eignen Studien standen natürlich in engem Zusammenhang mit den Aufgaben, die ich als Klassenlehrer der Prima zu lösen hatte. Besonders am Herzen lag mir die Einführung der Schüler in die griechische und in die deutsche Literatur. Für das Lateinische fand ich schon sprachkundige Lehrer vor, die auch für grammatische Sicherheit und einige stilistische Gewandtheit sorgten. Von der epischen und dramatischen Dichtung der Hellenen, aber auch von Herodot, Thukydides, Plato und Demosthenes hatten sie viel zu wenig kennen gelernt. Und doch gehörte zu den Erfahrungen, die sich mir immer aufs neue aufdrängten, daß in diesen griechischen Werken die eigentlichen Wurzeln unsrer gesamten Geistesbildung liegen, und es waren gerade die eifrigsten und fähigsten meiner Zöglinge, die mir noch nach

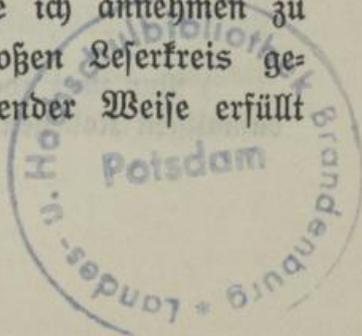
langen Jahren, wenn sie bereits Amt und Würden erlangt und in eignen Erlebnissen die ihre innere Entwicklung besonders fördernde Kraft erprobt hatten, ehrlich versicherten, daß sie gerade der Beschäftigung mit den griechischen Schriftstellern die nachhaltigsten Anregungen verdankten. Mir aber sind die griechischen Stunden bis zum Abschluß meiner Amtstätigkeit immer besonders lieb gewesen, und schon ziemlich früh versuchte ich, besonders ergreifende Stellen der Dramen, die ich mit den Schülern las, in klar verständliches und zugleich möglichst wohlklingendes Deutsch zu übertragen. Daraus wurde dann im Jahre 1866 eine vollständige Übersetzung von Sophokles' *Nias*, die ich, in sauberem kleinen Quartbände gedruckt, als Festgabe unserm allverehrten Präsidenten Lent bei dessen Jubiläum überreichte. Eine etwas früher ins Programm von 1866 aufgenommene Abhandlung über den *Philoctet* beweist, daß auch der in der Übersetzung fast fertig war.

Neben diesem Unterricht war es besonders der deutsche, der mich lockte und auch zu eignen Studien veranlaßte. Ich habe damals den ganzen *Wifilas* durchgearbeitet und nachher an den Hauptwerken der mittelhochdeutschen Literatur auch diese Stufe unsrer sprachlichen und ästhetischen Entwicklung genauer kennen gelernt. Man darf gewiß behaupten, daß kein Lehrer, der in den obern Klassen die reiferen Schüler zu einem einigermaßen klaren Verständnis nationaler Dichtung führen will, derartiger Studien entbehren kann. Anderseits aber ist es doch tief im Geistesleben unsres Volks begründet, daß in den auf die Blüte der mittelhochdeutschen Dichtung folgenden vier Jahrhunderten deren Bedeutung und Schönheit geradezu in Vergessenheit geraten war, und

das hängt damit zusammen, daß die mittelalterliche Weltanschauung der Deutschen wesentlich von der unsrer südlichen und westlichen Nachbarn abhängig blieb. Unzweifelhaft war es ein Verdienst der Romantik des 19. Jahrhunderts, daß sie nicht nur für den Verdegang unsrer Sprache die allein richtigen Gesichtspunkte aufstellte, sondern auch für die edelsten Dichtungen des Mittelalters wieder das Verständnis erschloß und die lebendige Teilnahme erweckte. Aber ebenso klar hat sich doch auch herausgestellt, daß alle die Folgerungen, welche daraus für die Gestaltung des politischen, sozialen und religiösen Lebens abgeleitet wurden, wenig Segen gebracht haben. Unsre gesamte klassische Literatur verdanken wir im wesentlichen dem mächtigen Strom, der die Geisteskräfte der neueren Geschichte entfesselte und im Kampfe gegen die das Mittelalter beherrschenden Anschauungen vom 16. Jahrhundert an siegreich geblieben ist. So muß auch die höhere Geistesbildung unsrer Jugend vor allem für unsre Klassiker, für Lessing, Schiller und Goethe Liebe und Verständnis wecken und ihr die Quellen erschließen, aus denen jene geschöpft haben; dies aber waren die alten Klassiker und vornehmlich die hellenischen. Das wird im deutschen Unterricht zu erreichen sein, wenn nur der Lehrende die befreiende und erwärmende Kraft, die den Dichter begeisterte, in seinem eignen Innern erfahren hat und es vermag, etwas davon auch in der Seele der Hörenden zu erwecken und diese dadurch zum Nachdenken anzuregen. Ob das nun einigermaßen gelungen ist, davon kann sich der Lehrer, wenn er eine größere Klasse vor sich hat, nicht besser überzeugen, als wenn er sich von allen in zusammenhängender schriftlicher Darstellung darüber

Rechenschaft ablegen läßt. So wird es für ihn zu einer besonders wichtigen Aufgabe, solche deutschen Aufsätze von ihnen zu verlangen, an die sie selbst mit Lust und Liebe herangehn, weil durch die Arbeit ihr eignes Verständnis des Gegenstands gefördert wird. Das hat mich denn dazu geführt, durch eine Programmabhandlung den Schülern eine Reihe von Aufgaben zu empfehlen, die sie zu eigner Beschäftigung namentlich mit Homer anregen sollten. Entschied sich dann einer für eine derartige Arbeit, so ließ ich den daraus hervorgegangenen Aufsatz auch an die Stelle des von den übrigen Schülern geforderten treten.

Nicht nur hierdurch, sondern auch durch persönliche Freundschaft mit Herrn Karl Müller-Grote und seiner Familie kam ich in nähere Verbindung mit der Groteschen Verlagsbuchhandlung. Deren damaliger Besitzer hatte begonnen, von den einem größeren Leserkreis verständlichen Werken unsrer Klassiker eigne Ausgaben mit Illustrationen zu veranstalten, für die es ihm gelang, eine große Anzahl wohlgelungener Abbildungen, teilweise von bereits anerkannten Malern, zu erhalten. Außerdem schien es ihm aber zweckmäßig, daß allen Werken der Poesie, sei es ein Drama oder ein Epos oder eine Sammlung lyrischer Gedichte, eine Einleitung vorangeschickt würde, die über die Entstehung und Bedeutung eines jeden Aufschluß gäbe und zugleich das zum Verständnis Notwendige enthielte. Die Abfassung dieser Abhandlungen wurde nun mir von der Verlagsbuchhandlung angeboten, und ich habe sie dann auch ausgearbeitet. Auch jetzt noch glaube ich annehmen zu dürfen, daß diese Aufsätze einen großen Leserkreis gefunden und ihren Zweck in befriedigender Weise erfüllt



haben.¹⁾ Zu den schriftlichen Arbeiten kam dann noch die Herausgabe einer Gedichtsammlung für Schule und Haus, da in dem bis dahin am meisten in den Schulen benutzten Buch von Echtermeier die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen Dichtungen noch zu wenig vertreten waren. Alle diese Bücher sind von der Grote'schen Verlagshandlung gedruckt worden. Ebenso ist eine griechische Schulgrammatik in diesem Verlage erschienen, zu deren Abfassung mich erst der Zustand des griechischen Unterrichts bestimmte, den ich in Karlsruhe vorfand. Mein Bestreben war besonders darauf gerichtet, daß es durch die Auswahl recht passender und zugleich ansprechender Beispiele dem Lehrer nahe gelegt würde, nicht sowohl von der abstrakten Regel als von einem bestimmten Beispiel auszugehen, worin jene angewendet erscheint. Außerdem ließ ich es mir angelegen sein, recht oft Anlaß zu bieten, möglichst viele oft vorkommenden Vokabeln dem Gedächtnis der Schüler einzuprägen. Beides dürfte, wie ich mich später bei der eignen Benutzung des Buches überzeugte, einigermaßen erreicht sein. Wenigstens hat es seit 1888 die 7. Auflage erlebt, ist also jedenfalls auch an nicht wenigen nichtbadischen Anstalten eingeführt. Für den deutschen Unterricht hatte ich schon früher einen Grundriß der deutschen Satzlehre abgefaßt, durch den dafür gesorgt werden sollte, daß gleichzeitig mit den Elementen des lateinischen Unterrichts den Schülern der unteren Klassen auch das Verständnis für die grammatischen Gesetze der Muttersprache geweckt würde. Von

¹⁾ Nur zwei oder drei kürzere Einleitungen sind von meinem damaligen Kollegen Ernst Hermann geliefert worden.

dem kleinen Buche mußten bereits 29 Ausgaben gedruckt werden. — Meine Übersetzung des Sophokles ist erst 1884 beendigt worden und dann im Verlage von Cotta erschienen. Als aber die Cottaschen Nachfolger wegen des begreiflicherweise viel langsameren Absatzes dieses Werkes ablehnten, eine zweite Auflage zu veranstalten, habe ich diese meinem hiesigen Verleger Herrn Gutsch überlassen. Außerdem ist von mir in Baumeisters Handbuch der Erziehung und des Unterrichts 1896 der Abschnitt über den deutschen Unterricht und die philosophische Propädeutik, und 1897 in Reins enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik der Artikel „Gymnasium“ bearbeitet worden. Dazu kamen 1884 „Aufgaben zu deutschen Aufsätzen aus dem klassischen Altertum“ und 1899 „Reden aus der Schule und für die Schule“, letztere im Verlage von Friedrich Gutsch in Karlsruhe. Hier habe ich dann, wesentlich mit Rücksicht auf die süddeutschen Verhältnisse, erst bei Schauenburg in Lahr drei Prosalesebücher für untere, mittlere und obere Klassen hinzugefügt, die später in den Verlag von Gutsch in Karlsruhe übergegangen sind. Allerdings liegt solchen Bestrebungen die Überzeugung zugrunde, daß die Eigenart des Gymnasiums gerade darin besteht, unsere Jugend im wesentlichen denselben Bildungsgang durchmachen zu lassen, durch den die Kultur der Gegenwart auf die jetzt erreichte Stufe gelangt ist.

Neben der Beschäftigung mit der griechischen und deutschen Literatur sah ich mich aber auch bald veranlaßt, mich des Gesangunterrichts anzunehmen. Denn der Elementarlehrer, der diesen erteilte, war seiner Aufgabe nicht gewachsen und erreichte mit den Schülern der drei unteren Klassen kaum mehr, als daß die Knaben die Noten lernten

und einige geistliche und weltliche Lieder mit erträglicher Reinheit, meist unisono, höchstens zweistimmig, sangen. Ganz wie ich das schon in Greifenberg angefangen hatte, suchte ich mir nun in allen Klassen die Schüler aus, die einigermaßen fähig waren, nach gedruckten Noten zu singen, und bildete mir daraus einen vierstimmigen Chor. Diejenigen Tertianer und Sekundaner, deren Stimme noch im Wechsel begriffen war, wurden natürlich ausgeschlossen. Wie früher übte ich nun in einer Wochenstunde mit dem Sopran und Alt, in einer zweiten mit den Männerstimmen Chöre zunächst aus dem Händelschen Judas Makkabäus, dann auch aus dem Messias und Samsen ein, und als das einige Jahre so getrieben war, veranstaltete ich zusammenhängende Vorführung der ganzen Oratorien, natürlich nur mit Klavierbegleitung, (denn ein Orchester gab es damals in Hamm nicht), und zugleich mit Unterstützung von einigen Dilettanten, die sich gern bereit finden ließen, wenigstens einige Arien aus diesen Kompositionen zu singen. Daran schlossen sich für mich in mehr als einer Richtung erwünschte Folgen. Es bildete sich einmal aus der nicht geringen Zahl von Musikliebenden der dortigen Gesellschaft ein Gesangsverein, der sich allwöchentlich in dem größten Saale der Stadt, dem Saale des „Klubs“, versammelte und mich ersuchte, auch hier die Leitung zu übernehmen, die ich denn auch eine ganze Reihe von Jahren geführt habe. Daran schloß sich aber ein weiteres. In Münster, der Hauptstadt der Provinz, herrschte ein sehr reges musikalisches Leben. Als Kapellmeister stand Julius Otto Grimm, der in jeder Hinsicht solcher Stellung gewachsen war, im Mittelpunkte aller Bestrebungen, die darauf gerichtet waren, die Meister-

werke unsrer großen Komponisten in vorzüglicher Ausführung einem musikalisch hochgebildeten Publikum zu Gehör zu bringen.

Der Verein, aus dem der Chor gebildet wurde, hieß der Cäcilienverein, und am Tage der heiligen Cäcilie wurde alljährlich ein Musikfest gefeiert, zu dem auch auswärtige Künstler und Sänger zugezogen wurden. Hierzu reisten wir regelmäßig, wurden alsbald mit Grimm und seiner trefflichen Gattin, der Tochter des Instrumentenmachers Rittmüller in Göttingen, bekannt und sehr bald innig befreundet. In Grimms Hause wohnte aber auch bei einem dieser Feste der damals etwa 30 Jahre alte Johannes Brahms aus Hamburg. Nicht nur ihn haben wir damals kennen gelernt, und daraus ist mir später eine herzliche Freundschaft erblüht, auch Josef Joachim kam aus Hannover, ebenso seine spätere Frau, die schöne und lebenswürdige Amalie Weiß. Die beiden Grimms haben uns dann auch in Hamm besucht und bei allerlei musikalischen Unterhaltungen, die ich einem allmählich recht groß gewordenen Kreise von Freunden und Bekannten bieten konnte, beteiligten sie sich in lebenswürdigster Bereitwilligkeit.

So kann ich auf das Jahrzehnt, das ich in Westfalen durchlebte, nur mit freundlicher und dankbarer Empfindung zurückblicken. Mit meinen Kollegen hatte ich durchaus klare und freundschaftliche Beziehungen und auch der Anhänglichkeit und des guten Willens meiner Schüler durfte ich mich versichert halten. Fehlte es doch nicht an Gelegenheit, auch neben den Unterrichtsstunden in Verkehr mit ihnen zu treten. Das geschah schon durch meine Teilnahme am Turnunterricht, dem ich regelmäßig beiwohnte, dann aber auch auf

größeren Fußwanderungen mit den Primanern, auf denen ich die leichter erreichbaren, landschaftlich besonders anmutigen Gegenden Westfalens kennen und lieben lernte. Das war also namentlich das sogenannte Sauerland, die Täler der Ruhr und Sieg, dann aber auch der Teutoburger Wald. Auf solchen Fußreisen herrschte stets Frohsinn, und ich gewann bald den Eindruck, daß es dem im ganzen etwas zurückhaltenden, eher ernsten als heitern westfälischen Temperament keineswegs an Gemühtiefe fehle, wie denn auch die vielfachen Berührungen mit der Bevölkerung recht deutlich daran erinnerten, wie sehr Immermann in seinem Hofschulzen der Biederkeit und dem berechtigten Stolz dieses alt-sächsischen Stammes gerecht geworden ist. — Übrigens kam ich auch sonst in einen gewissen Verkehr mit den größeren Bauern im Umkreise der Stadt Hamm, weil ich durch das Vertrauen meiner Mitbürger zum Wahlmanne nach dem noch jetzt in Preußen gültigen Dreiklassensystem gewählt wurde. Da hatten wir in einem benachbarten Dorf eine Vorberatung über den für das Abgeordnetenhaus zu wählenden Kandidaten. Es war bereits die Zeit, als der Prinz Wilhelm von Preußen statt seines erkrankten Bruders die Regierung übernommen hatte, und bald zeigte sich, daß damit auch der Staat der Hohenzollern endlich die Bedeutung in Deutschland erreichen würde, die ihm gebührte und dem ganzen Vaterlande von seinen besten Männern längst gewünscht wurde. Einstweilen war dazu der Nationalverein gegründet worden; zum Abgeordneten wählten wir Bockum-Dollfs. Auch ich hatte ihm meine Stimme gegeben. Ob das dem damaligen Kultusminister Mühler wohlgefiel, weiß ich nicht. Als aber Geheimrat Wiese im Frühjahr

1861 eine Revision meiner Anstalt abhielt, die ihn übrigens durchaus befriedigte, empfahl er mir beim Abschied, doch in meinem politischen Verhalten, aber auch in kirchlichen Angelegenheiten recht vorsichtig zu sein, da der Herr Minister von anderer Seite erfahren habe, daß ich mehr zur liberalen als zur konservativen Partei neige. Für die wohlwollende Freundlichkeit, mit der er mir die Eröffnung machte, sprach ich ihm meinen Dank aus, und so schieden wir, wie ich glaubte, im besten Einvernehmen. Einige Jahre später hielt der Nationalverein eine Versammlung seiner Mitglieder in Bielefeld ab, zu der ich mich in Begleitung vieler gleichgesinnter Freunde ebenfalls begab. Die damaligen Leiter des Vereins, an ihrer Spitze Bennigsen, Mez von Darmstadt und Dr. Lüning, waren persönlich erschienen. An den nun folgenden politischen Debatten hatte ich keine Veranlassung mich zu beteiligen. Als aber ein Festessen auf die Beratungen folgte, trat der Oberbürgermeister der Stadt Bielefeld, mir auch als Bruder meines ältesten Kollegen Kempel näher stehend, an mich heran und ersuchte mich im Auftrage des Stadtrats, alsbald das Hoch auf den Vorstand des Nationalvereins auszubringen. Solcher Aufforderung konnte ich mich unmöglich entziehen und die kurze Rede, mit der ich die Reihe der Toaste eröffnete, fand bei allen Anwesenden freundliche Zustimmung, wie mir von verschiedenen Seiten versichert wurde.

Abgesehen von derartigen Unterbrechungen des gewohnten Tagewerks, die doch nur selten vorkamen, waren besonders die alle drei Jahre in Soest abgehaltenen Direktorenkonferenzen ein treffliches Mittel, jeden von uns mit den Schulverhältnissen der ganzen Provinz bekannt zu machen,

die an einzelnen Anstalten in den verschiedenen Lehrfächern gemachten Erfahrungen zu einem Gemeingut aller zu machen und zugleich ein klares und auf persönlichem Wohlwollen fußendes Verhältnis zwischen der Behörde und den einzelnen Gymnasien herzustellen. Natürlich mußten jeder solcher Versammlung innerhalb der verschiedenen Lehrkollegien Konferenzberatungen vorangehn, deren Ergebnisse, wenn sie Neues und Förderliches enthielten, durch die Direktorenkonferenz auch für die übrigen Anstalten nutzbar werden konnten.

In kirchlichen Dingen bin ich ebenfalls allen Pflichten, die mir meine amtliche Stellung auferlegte, gewissenhaft nachgekommen. Erfreulich waren die religiösen Zustände allerdings nicht. In der Stadtkirche waren im obern Stockwerk einige Reihen Bänke für das Gymnasium bestimmt. Regelmäßiger Kirchenbesuch wurde also vorausgesetzt, und um ein gutes Beispiel zu geben, bin ich vorangegangen und habe während der zehn Jahre, die meine Amtstätigkeit dauerte, den Gottesdienst fast regelmäßig besucht. Eine polizeiliche Überwachung sämtlicher Schüler aber ließ ich nicht eintreten; es blieb Sache der Religionslehrer, in ihrem Unterricht die Jugend zu fleißigem Kirchenbesuche zu ermahnen. Das hat denn auch den protestantischen Geistlichen genügt, deren einer die Religionsstunde der beiden obersten Klassen selbst erteilte. Der katholische Kaplan Trippe aber, der seit 1860 an die Stelle eines weniger strengen Vorgängers getreten war, führte ein schärferes Regiment durch. Er ließ vor Beginn der Messe seine Köchin an den Eingang der Kirche treten, gab ihr das Verzeichnis der katholischen Schüler (meist etwas über 50),

und sie mußte ihm dann melden, wer erschienen war und wer geschwänzt hatte. Für die letzteren wollte er nun Schularrest verhängen, wenn seine Mahnungen und Drohungen nichts fruchteten. Hier aber fühlte ich mich verpflichtet ihm entgegen zu treten. Ich hatte bei diesem Anlaß, um sicher zu gehn, vorher an den Schulrat Suffrian geschrieben und von diesem die Antwort erhalten, daß in einem ähnlichen Fall ein katholischer Religionslehrer eine Strafe verhängt und sich deshalb der Vater des Schülers mit einer Klage an den Provinzialschulrat gewandt habe. Dies hätte zu einer Anfrage beim Ministerium geführt, und die Entscheidung sei dahin gegangen, daß über den Kirchenbesuch der Schüler die Eltern, nicht die Lehrer, zu verfügen hätten. So fühlte ich mich also gedeckt, wenn ich dem Herrn Kaplan erklärte, ein von ihm in solchem Fall verfügter Arrest sei unstatthaft. Er mußte sich zwar fügen, aber bei einem bald folgenden Anlaß zeigte sich, daß er mein Verbot sehr übel genommen hatte.

Leider brachte mich auch das Verhalten der evangelischen Geistlichen in manche Verlegenheit. Sehr bald nach meinem Dienstantritt sollte ich in einer Disziplinarsache eine strenge Strafe vollziehen. Der eine der drei evangelischen Prediger war mit dem Betragen seiner Konfirmanden unzufrieden und wandte ein ganz eigenartiges Mittel an, um sich Gehorsam zu verschaffen. Er trug einen Rohrstock verborgen unter dem einen Armel seines Rocks und war über das Verhalten eines schon großen und körperlich kräftigen Tertianers in solchen Zorn geraten, daß er auf den Sünder in voller Erbitterung Schläge niederregnen ließ. Das hatte sich aber der nicht gefallen lassen und sich so erfolgreich ge-

wehrt, daß die andern Konfirmanden erzählten, der Herr Pfarrer habe selbst Schläge bekommen. Der Vorfall war in der That sehr unangenehm. Aber es gelang doch, den Geistlichen durch eine dem Schüler auferlegte Karzerstrafe zu beschwichtigen, und ich redete diesem dann mit solchem Erfolg ins Gewissen, daß er Besserung versprach und sein Versprechen auch gehalten hat. Einige Zeit später erschien derselbe Pfarrer bei mir und beschwerte sich darüber, daß der damals eben eingetretene Oberlehrer Dr. Schnelle im Deutschen zu hohe Anforderungen stelle. Sein (des Pfarrers) Sohn sei allerdings „minder begabt“, aber der neue Lehrer habe unter seinen Aufsatz geschrieben: eines Tertianers unwürdig. „Nun konnte er freilich nicht wissen, daß ich selbst diesen Aufsatz gemacht hatte; aber es war doch sehr unvorsichtig, daß er einen so starken Ausdruck gebrauchte.“ Das war freilich nur erheiternd und ich nahm meinen Kollegen kräftig in Schutz. Aber wenn ich dann in einer Predigt desselben Herrn den lieben Gott dafür preisen hörte, daß er den Tod erst an das Ende des Lebens gesetzt habe, oder wenn er es als wunderbare Fügung bezeichnete, daß in dem Stalle, wo das Kind in der Krippe lag, sich zugleich auch der Vater und die Mutter befanden — so waren das Betrachtungen, die ganz andre Eindrücke hervorriefen als Erbauung. Freilich brachten auch die Predigten seiner Amtsgenossen allerlei Merkwürdiges. Bei einem Erntefest wurde die Gemeinde aufgefordert darüber nachzudenken, warum wohl der Ertrag in jenem Jahr so gering ausgefallen sei. Der wahre Grund sei, daß einige Bauern noch immer große Borräte zurückhielten, um höhere Preise zu erzielen. „Kann man es da unserm himmlischen Vater

verdenken, wenn er noch kein neues Getreide wachsen läßt?“ Als eine wahrhaft fromme Stimmung der Seele wurde die bezeichnet, in der die Lippen das Lied anstimmten: „Einsam bin ich, nicht alleine“ usw. Das aber singt die verliebte Preziosa in dem kläglichen Räuberstücke von Wolff in Sehnsucht nach ihrem Räuberhauptmann. — In der Trauerrede auf den Tod Friedrich Wilhelms IV. erfuhren wir den genaueren Verlauf: „Am 11 Uhr schloß er für immer seine Augen, und um 1 Uhr bereits stand er vor dem Antlitz unsers himmlischen Vaters.“ Jedenfalls waren die Sonntagsstunden, während deren ich nur die äußerste Langeweile empfand, wenig geeignet, meine durchaus abweichenden religiösen Anschauungen irgend zu befehren. Über diese sprach ich mich in weiteren Kreisen grundsätzlich nicht aus; zu solcher Vorsicht bestimmten mich namentlich auch die Mitteilungen, die mir Herr Wiese gemacht hatte. Aber es trat doch ein Ereignis ein, das es mir zur Pflicht machte, die sonst geübte Zurückhaltung aufzugeben. Es hatte sich in Hamm ein literarischer Verein gebildet, der allen seinen Mitgliedern Gelegenheit bot, sich über Gegenstände ihrer Studien, soweit sie zur Behandlung vor einem größern Kreise geeignet waren, in zusammenhängendem Vortrag auszusprechen. Daran knüpften sich dann Besprechungen über das Gehörte. Nun besuchten mich an dem Vormittage, der dem literarischen Abend voranging, zwei Mitglieder des Vereins, die der israelitischen Konfession angehörten. Angekündigt war ein Vortrag über die Stellung der Juden im modernen Staat von einem Landgerichtsrat von Rappard. Jene beiden Herren nun berichteten mir, dieser Herr habe bereits im Gespräch seine Ansichten über diesen Gegen-

stand dahin ausgesprochen, daß alle Israeliten ausgewiesen werden und sich dann wieder in Palästina ansiedeln müßten. Jedenfalls werde sein Vortrag dieselben Anschauungen wiederholen, und wenn das in einer öffentlichen Versammlung geschehe, so liege darin für sie und alle sonst in Westfalen wohnenden Juden eine schwere Beleidigung. Da sie aber selbst Partei in dieser Sache seien, so bäten sie mich, ihre Verteidigung zu übernehmen. Dazu verstand ich mich um so lieber, als die beiden Herren mir auch sonst befreundet waren. Es kam in der Abendversammlung, wie vorauszusehen war. Als der Redner gesprochen hatte, nahm ich das Wort, wandte mich erst gegen die Art, wie er in der ersten Hälfte seines Vortrags aus einer Reihe von Bibelstellen das Verhalten der Juden gegen den Messias als eine Kette von empörenden Feindseligkeiten dargestellt hatte, und wies darauf hin, daß es bei jeder Bibelstelle doch sehr darauf ankomme, wo dieselbe stehe, aber auch auf den Verfasser des betreffenden biblischen Buchs, ging aber dann dazu über nachzuweisen, daß ein solcher Haß gegen unsre jüdischen Mitbürger mit dem Geist christlicher Liebe, die doch den Mittelpunkt unsrer Sittenlehre bilden müsse, sich schlechthin nicht vertrage, und schloß mit der Versicherung, daß ein derartiger Angriff auf Männer, die sich allgemeiner Achtung erfreuten, in höchstem Grade bedauert werden müsse. Noch ehe ich geschlossen, hatte ich bemerkt, daß mein Gegner sich möglichst unbemerkt dem Ausgang des Saals genähert hatte und verschwand. Damit war ja nun dem berechtigten Wunsche unsrer Israeliten Genüge geschehn. Aber nur wenige Tage vergingen, dann erschien in einem in Dortmund erscheinenden ultramontanen

Blatt eine Erzählung des ganzen Vorgangs, worin von mir behauptet wurde, ich hätte mich sehr geringschätzig über die Glaubwürdigkeit der biblischen Berichte geäußert, und der Schreiber deutete an, daß es mir an dem rechten christlichen Glauben fehle. Mir wurde dieser Artikel zugeschickt; ein Grundsatz aber, den ich mir längst in solchen Fällen zur Richtschnur genommen, bestimmte mich auf den Angriff keinerlei Erwiderung folgen zu lassen. Es dauerte aber nicht lange, da las ich in der Zeitung eine Erklärung meines Kuratoriums, von allen seinen Mitgliedern unterzeichnet, worin gesagt war, daß die in jenem Zeitungsartikel mir nachgesagten Äußerungen über die Glaubwürdigkeit der biblischen Bücher erfunden seien, mein ganzes Auftreten als durchaus richtig und angemessen bezeichnet und meiner gesamten Amtswirksamkeit volle Anerkennung ausgesprochen wurde. Nun erkundigte ich mich, was denn über den Verfasser jener Verleumdung ermittelt worden sei, und erfuhr, daß die Polizei auf Antrag des Kuratoriums eine Haussuchung bei Herrn Kaplan Friß Trippe gehalten, unter seinen Papieren das Konzept jenes Artikels gefunden und er infolgedessen auch eine Polizeistrafe erlitten habe. So hatte er also Rache nehmen wollen für die Nichtachtung, die ich gegenüber seiner Köchin beobachtet hatte. Auch bei einer andern Veranlassung wurde mir bewiesen, daß ich mich in meinem pädagogischen Wirken des Vertrauens meiner Mitbürger zu erfreuen hatte. Es war im Wintersemester nicht ganz drei Jahr nach meinem Dienstantritt, da erschien bei mir Dr. Landfermann, damals evangelischer Schulrat der Rheinprovinz, und nachdem er einigen meiner Lehrstunden beigewohnt, sich aber auch in

eingehenden Gesprächen über allerlei wichtigere Gegenstände der Erziehung und des Unterrichts mit mir unterhalten hatte, richtete er die Frage an mich, ob ich mich nicht entschließen könne, die Direktion des Kölner Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu übernehmen, da dort ein Wechsel bevorstehe. Die Aussicht, an die Spitze einer größeren Anstalt zu treten, aber auch die zahlreichen Anregungen des großstädtischen Lebens lockten mich allerdings, und Landfermann sagte mir, er werde mich für diese Stelle beim Schulkollegium in Koblenz in Vorschlag bringen. Aus einem bald folgenden Brief erfuhr ich, daß dies geschehen war und meine Ernennung beim Minister beantragt werden solle. Nun hatte ich aber in meiner Prima zwei Söhne des damaligen Finanzministers v. Bodelschwingh, der in der Nähe von Hamm ein Gut besaß und deshalb seine Söhne unsrer Anstalt anvertraut hatte. Sie standen jetzt beide vor der Abiturientenprüfung und der Vater, der mir übrigens auch sonst freundliches Entgegenkommen gezeigt hatte, wünschte nun, daß ich vor meinem Abgange noch seine Söhne zur Universität entlassen sollte. Er wandte sich deshalb an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz mit der Bitte, meine eigentliche Ernennung noch einige Monate zu verschieben. Alles dies teilte mir Herr Landfermann schriftlich mit. Inzwischen aber waren auch in Hamm von seiten des Magistrats Schritte geschehen mich dem dortigen Gymnasium zu erhalten. Die städtischen Behörden erklärten sich einstimmig bereit, durch Bewilligung eines Zuschusses aus der Stadtkasse den nicht sehr großen Abstand des mir in Köln angebotenen Gehalts von meiner bisherigen Besoldung auszugleichen und zugleich wurde mir in außerordentlich

herzlicher Weise ausgesprochen, daß mir meine Bestrebungen bei der ganzen Bürgerschaft volles Vertrauen erworben hätten. Aus dem Aufschub, den meine Bestätigung bisher verhindert hatte, zog ich nun den Schluß, daß dem rheinischen Herrn Oberpräsidenten jedenfalls nicht viel an meiner Person gelegen sein könne, und bat in einem längeren Briefe den Schulrat Landfermann, unter diesen Umständen von mir abzusehen. Sehr bald erhielt ich von ihm eine freundliche Antwort, worin er die Beweggründe meines Entschlusses als völlig wohlbegründet anerkannte. — Der ganze Vorgang hatte dann allerdings zur Folge, daß ich mich noch viel inniger an meine dortige Amtstätigkeit gebunden fühlte. Als daher eine Anfrage aus Soest bei bevorstehendem Abgang des dortigen Direktors an mich erfolgte, ob ich mich nicht für die freiwerdende Stelle melden wollte, lehnte ich das unbedingt ab, wie ich denn auch während meiner ganzen Lebenszeit auf Erkundigungen, ob ich nicht eine Wahl zum Reichstag oder preußischen Landtag annehmen würde, das stets verneint habe, weil ich fest überzeugt war, daß ich in meinem Amte dem Vaterlande ersprießlichere Dienste leisten könne. Aber auch als in der Person des Hauptpastors Dr. Alt ein Abgeordneter der Hamburger Schulverwaltung mich besuchte, um mich für das Rektorat des dortigen Johanneums zu gewinnen, konnte ich mir trotz einer damit verbundenen recht erheblichen Erhöhung des Einkommens keine mich sofort bindende Entscheidung abgewinnen. Übrigens wurde dann von Hamburg aus nicht weiter mit mir verhandelt. In Hamm aber hatte ich noch Veranlassung, im Einverständnis mit dem Magistrat bei der Begründung einer höheren Töchterschule mitzuwirken;

aber auch der Vereinigung einer größeren Zahl meiner Mitbürger zu einem Männerturnvereine widmete ich lebhafteste Teilnahme.

Erst 1867 erfolgte von ganz anderer Seite eine ähnliche Anfrage, die zu einer sehr wesentlichen Änderung meines ganzen Lebensplans führte. Gerade als wir vor der Prüfung unsrer fünf Abiturienten standen und unser Schulrat Suffrian bereits dazu eingetroffen war, ließ sich bei mir der badische Oberschulrat Dr. Deimling melden und bat um Erlaubnis dem Unterricht am Gymnasium und zunächst dem Abiturientenexamen beiwohnen zu dürfen. Darüber hatte nun Suffrian zu entscheiden als Vorsitzender der Prüfungskommission. Er willigte ein, und auch der badische Oberschulrat überzeugte sich, daß unsre fünf Abiturienten das Erforderliche gelernt hatten. Er blieb dann noch einen Tag dort und sagte mir nun, daß er im Auftrage seiner Behörde und des Ministers Jolly komme, um mich aufzufordern die Direktion des Lyzeums in Karlsruhe zu übernehmen. Im badischen Schulwesen habe seit wenigen Jahren eine Umgestaltung begonnen. Allzusehr wäre bisher die Pflege der beiden alten Sprachen zurückgetreten und wie sich Baden bereits dem Zollverein und dem preußischen Heerwesen angeschlossen, so sollten nun auch die humanistischen Lehranstalten nach den in Norddeutschland geltenden Grundsätzen umgestaltet werden. Dazu bedürfe man aber auch der Heranziehung von Männern, die sich bereits praktisch bewährt hätten, denn das philologische Studium sei allzusehr vernachlässigt worden. Jedenfalls handle es sich in diesem Fall nicht nur um die Leitung der einzigen humanistischen Anstalt in der Haupt- und

Residenzstadt, sondern auch um wichtigste Fragen des gesamten Schulwesens, für welche der Minister auch auf meine Mitwirkung rechne.

Nun kamen eine Reihe von Erwägungen, die mir einen Wechsel in meiner Berufstätigkeit wünschenswert machten. Noch im letzten Jahre war eine Anfrage an mich gelangt, ob ich nicht die Direktorstelle am Gymnasium der Stadt Brandenburg annehmen wolle. Ehe ich aber noch meine Entscheidung getroffen, hatte man von Berlin aus dorthin geschrieben, daß eine auf mich fallende Wahl nicht bestätigt werden würde. Dazu kam nun, daß, wie aus Äußerungen des Geh. Rats Wiese mit voller Sicherheit hervorging, dieser auf eine mich betreffende Anfrage aus Hamburg dem dortigen Senat meine Ernennung zum Direktor des Johanneums widerraten hatte. Falk, mit dem ich ja in späteren Jahren in persönliche Berührung kam, hat mir dann bestätigt, daß in der That Herr Wiese trotz allen Lobes, das er mir wegen meiner Amtsführung ausgesprochen, auf Grund der zu ihm gelangten Berichte über meine religiösen Anschauungen in Berlin mein entschiedener Gegner war. Daraus folgte, daß ich im preussischen Staat vor der Hand auf das Wohlwollen des Ministeriums nicht rechnen konnte. Auch derjenige Geistliche, dessen Name unter der oben erwähnten Ehrenerklärung meines Kuratoriums nicht fehlte, hat ununterbrochen durch Privatberichte dafür gesorgt, daß man mich in Berlin für einen Feind des Christentums ansah. Wenn ich aber auch damals von diesen Berichten keine Ahnung hatte, so bewies doch schon das, was ich erlebt hatte, unzweideutig, daß den Machthabern in Berlin eine strenge wundergläubige theologische Überzeugung mehr

galt, als wissenschaftliches Streben und pädagogische Tüchtigkeit.

Dazu kam nun noch, daß uns im Jahre 1867 aus dem Kreise unsrer nächsten Freunde zwei entrißen wurden, deren Verlust wir besonders schmerzlich empfanden. Der Mann, dem ich für seine unwandelbare Freundschaft und Unterstützung aufs innigste verpflichtet war, der Präsident Lent, erlag im Februar 1867 einer tödlichen Krankheit. Noch auf seinem Sterbebette habe ich ihn besucht. Der Abschied von ihm hat mich aufs tiefste erschüttert, und die Erinnerung an ihn wird in mir mit herzlichster Dankbarkeit fortleben. Außerdem hatte aber damals auch der Verkehr mit dem Hause Jahn aufgehört. In Schleswig-Holstein hatte der Sieg der deutschen Waffen bewirkt, daß Jahn eine geeignete Anstellung in seiner Heimat fand.

So entschloß ich mich denn zunächst zu einer Reise nach Karlsruhe, um mir die Stadt und die mir zur Verfügung gestellte Wohnung anzusehen. Diese war für meine inzwischen stark angewachsene Familie zu klein. Über diese Schwierigkeit ließ sich hinwegkommen. Ein weiteres Zimmer, das an die Wohnung grenzte, wurde mir sofort in Aussicht gestellt. Besonders zweckmäßig waren freilich die für das Lyzeum bestimmten Räume nicht. Sie lagen in den untern Stockwerken zweier ganz von einander getrennten Häuser, zwischen denen die evangelische Stadtkirche stand. Wollte ich also ein Zimmer des nördlich liegenden Hauses aufsuchen, so mußte ich über den Markt am Kirchenportale vorübergehen. Zwischen den Wänden der Kirche und den beiden Häusern war noch einiger Raum gelassen, den nach der Seite des Marktes zwei kleinere einstöckige Häuser mit

flachem Dache ausfüllten, in denen zwei Schuldiener ihre Dienstwohnungen hatten. Die beiden Schulhöfe waren verhältnismäßig schmal, so daß die Schuljugend in den Zwischenstunden nur herzlich wenig frische Luft einatmen und sich im Hofe nirgends frei bewegen konnte. Auch war im südlichen Schulhof die Nähe einer gegenüberliegenden Tabakfabrik sehr deutlich zu spüren, so daß es an genügender Ventilation überall fehlte. Die Schulzimmer hatten ihre meisten Fenster nach Norden und Süden, nur wenige nach Ost und West. Die Direktorwohnung lag im südlichen Gebäude, in den entsprechenden nördlichen Räumen der Zeichensaal, die Bibliothek, die physikalischen Apparate und die naturwissenschaftlichen Sammlungen nebst einem größeren Saale. Ein Zimmer stand den Lehrern zur Verfügung. Wollten sie sich bewegen, so konnten sie in den langen Gängen auf- und abgehn, die den Kirchenwänden parallel liefen. Besonders schön und zweckmäßig war das alles nicht, und die Notwendigkeit eines Neubaus wurde mit jedem Jahre dringender. Der Name Lyzeum stammte aus den Zeiten des Rheinbunds, auch die Bezeichnung der Klassen, wonach Prima die unterste, Sexta die oberste hieß. Der Lehrplan hatte manche Änderung erfahren. Sämtliche Anstalten, welche auf das akademische Studium vorbereiteten, nannte man Mittelschulen, die oberste Leitung war bei den kirchlichen Behörden. Gerade dies war nun anders geworden. Seit 1862 war der Oberschulrat dafür eingesetzt, nur der Religionsunterricht blieb unter Aufsicht der betreffenden Kirchenbehörde. Für die übrigen Lehrfächer hatte die neue Zentralbehörde die Lehrpläne zu bestimmen und deren Durchführung zu überwachen. Zugleich wurde dieser an-

heim gegeben, für Fragen der Organisation, aber auch für die Prüfungen und Visitationen die berufensten Vertreter der Wissenschaften an den Hochschulen und praktisch bewährte Schulmänner zur Mitwirkung heranzuziehen. Es handelte sich besonders um die Stellung, welche den beiden alten Sprachen im Lehrplan angewiesen werden sollte. Die waren zwar bisher schon gelehrt worden, aber man hatte viel zu wenig Zeit darauf verwandt. Dafür waren mehrere Wochenstunden für Rhetorik und Stilistik, auch für Logik und Metaphysik bestimmt. Das sollte nun anders werden. Es hatte sich klar herausgestellt, daß in der Jugend bei dem seitherigen Verfahren keinerlei rechte Freude geweckt wurde und die Ergebnisse in allen Gebieten unerfreulich blieben. Nun war an der Heidelberger Universität bereits ein neuer Lehrstuhl für klassische Philologie errichtet, und auf diesen der damals in Zürich angestellte Professor Hermann Köchly schon 1864 berufen worden. Auch ihn hatte die sichere Aussicht gelockt, in dem neuen Wirkungskreise an einer sehr ernst und entschieden ins Auge gefaßten Reform des gesamten Schulwesens mitwirken zu können. Es galt nun, das Begonnene fortzuführen und zu einem gedeihlichen Abschluß zu bringen. Dafür war außer Deimling besonders der von Mathy zum Minister des Innern ernannte Jolly tätig, der dann auch Deimling zu mir nach Hamm gesandt hatte. Dieser Aufforderung glaubte ich mich nicht entziehen zu dürfen und habe meinen Entschluß auch nie bereut.

Unsre Übersiedlung nach Karlsruhe erfolgte im Herbst 1867. Zunächst mußten wir noch einige Tage in dem dem Lyzeum benachbarten Hotel Große wohnen. Dann wurde

die im südlichen Flügel der Anstalt gelegene Dienstwohnung bezogen. Aus dem einen mir außerdem bewilligten Zimmer, das bis dahin mehrere physikalische Apparate bewahrt hatte, machte ich nun mein Studier- und Sprechzimmer. Allerdings hatte es eine Thür, die in die oberste Klasse führte, und wenn es in dieser etwas laut zuing, so konnte mich das stören. Doch gewöhnte ich mich daran bald. Nun enthielten die beiden Flügel des Lyzeums zugleich die Wohnungen einiger meiner neuen Kollegen. Dazu gehörte der älteste der philologischen Lehrer, Böckh, dessen Frau die meinige bei der Einrichtung unsrer Zimmer in der freundlichsten Weise unterstützte. Aber auch bei den andern Amtsgenossen fand ich ein erwünschtes Entgegenkommen. — Bald erweiterte ich dann durch Besuche den Kreis meiner Bekannten, und daraus wurde ein uns erwünschter näherer Verkehr. Der verband mich sehr bald mit meinen Hausgenossen Böckh, Lamey und Bissinger. Später stellte ich mich auch dem Direktor des Realgymnasiums Maier vor und lernte auch mehrere der Dozenten des Polytechnikums kennen, unter denen uns besonders der Chemiker Lothar Meier mit seiner liebenswürdigen Gattin näher trat, bis ihn uns die Universität Tübingen entzog. Ebenso sahen wir bald den mir von Bonn her in treuer Freundschaft verbundenen Historiker Hermann Baumgarten an die neu begründete Straßburger Universität übergehn. In Heidelberg aber lernte ich bald nach meinem Dienst- antritt Eduard Zeller kennen, und auch den großen Physiologen Helmholtz.

In hohem Grade ermutigend wirkte auf mich das freundliche Vertrauen, das mir von meinen Vorgesetzten gezeigt

wurde. Etwas ganz Neues war es für mich, daß ich mich dem Großherzog persönlich vorstellen durfte. Aber die dem hohen Herrn natürliche Anmut, die Liebenswürdigkeit, mit der er das Gespräch auf die ihm vorschwebenden höheren Ziele zu lenken verstand und zugleich auf alles, was ihm gesagt wurde, freundlich einging, ohne doch je seine fürstliche Würde zu verleugnen, wirkte ermutigend auf jeden, der ihm nahe kam. So überzeugte mich schon die erste Audienz, die ich bei ihm hatte, daß es ihm voller Ernst war, wenn er die Pflege des höheren Schulwesens als eine seiner wichtigsten Aufgaben ansah. Das wohlthuende Vertrauen, das dadurch in meinem Herzen geweckt wurde, ist während der 40 jährigen Amtstätigkeit, die mir beschieden war, nur immer noch befestigt worden. — Sehr erfreulich aber war es auch, daß Jolly, der meine Berufung veranlaßt hatte, als Minister des Innern und zugleich des Unterrichts, gerade die Hebung des Gymnasialwesens mit besonderer Vorliebe betrieb. Bis Anfang 1868 war Mathy Präsident des Staatsministeriums. Ihm habe ich noch einen Antrittsbesuch gemacht und bin von ihm, der sich ja selbst eine Reihe von Jahren in der Schweiz als Lehrer verdient gemacht hatte, aufs herzlichste begrüßt worden. Zu einem näheren Verhältnisse konnte ich nicht mehr gelangen, da er alsbald schwer erkrankte und am 3. Februar 1868 starb. Wir sind später mit seiner Witwe in freundlichen Verkehr getreten. Die Leitung des Staatsministeriums ging nun an Jolly über. Er hat mir stets volles Vertrauen gezeigt und erklärte sich völlig einverstanden mit den Anschauungen, die meinen Bestrebungen im Dienste der humanistischen Bildung zugrunde lagen.

So hat er mir denn auch einen Wirkungskreis angewiesen, den ich mir nicht besser hätte wünschen können. Als Direktor hatte ich die Anstalt zu leiten, der im Range und der Bedeutung keine andere im badischen Lande voranging, und in der eben erst geschaffenen Behörde, im Oberschulrat, war ich zugleich erst außerordentliches, sehr bald ordentliches Mitglied, nahm an allen Beratungen über Einrichtung und Lehrplan der Gymnasien teil und hatte nach einiger Zeit die meisten dieser Anstalten jedes zweite Jahr zu besuchen und darüber zu berichten. So wurde ich bald mit meinen Kollegen im Lande bekannt. Vor allem galt es jetzt, eine zweckmäßige Verteilung der verschiedenen Lehrfächer und in jedem richtige Begrenzung des Lehrstoffes herbeizuführen. Das geschah nun durch einen landesherrlichen Erlaß vom 1. Oktober 1869 und durch eine Ministerialverordnung vom 2. Oktober über Lehrplan, Schulordnung und Abiturientenprüfung der Gelehrtenschulen. Die damals getroffenen Bestimmungen haben sich im wesentlichen bewährt. Hervorzuheben ist, daß in bezug auf die Konfession der Lehrer ausdrücklich ausgesprochen ist, daß an den Gelehrtenschulen Lehrer jeder Konfession angestellt werden können. Über die von den Schülern zu fordernden Arbeiten ist bestimmt, daß diese in untern Klassen täglich auf eine, höchstens zwei, in den obern auf drei Stunden berechnet werden sollten. Eine weit weniger glückliche Bestimmung des neuen Lehrplans war die, daß in Baden allen fest angestellten Lehrern der Titel „Professor“ zuerkannt wurde. Dadurch wurde der tatsächlich vorhandene Unterschied zwischen denen, die in den obern Klassen verwendbar sind und den minder Befähigten allzusehr zurück-

gedrängt. Den Lyzeen wurde ein Lehrkursus von neun Jahren zugewiesen, sie erhielten dann auch wenige Jahre später den Namen Gymnasien, und die Klassen wurden nun von unten nach oben gezählt. Das waren freilich ziemlich gleichgültige Dinge. Die Hauptsache war, daß der Schulunterricht mehr als bisher die geistigen Kräfte der jungen Leute ausbilden, ihnen Lust und Liebe für Kunst und Wissenschaft einflößen und dadurch den Antrieb und das Vermögen wecken sollte, aus eigener Neigung immer weiter und höher zu streben. Wer eine fremde Sprache lernt, muß sich allerdings mit ihrer Grammatik bekannt machen, aber Freude bereitet ihm das Studium erst, wenn ihm durch Bekanntschaft mit den Sprachgesetzen und dem Wortschatz des fremden Idioms möglich gemacht ist, in ihre Literatur so weit einzudringen, daß ihn diese fesselt und seinen Gesichtskreis erweitert. Denn gerade hierauf kommt es besonders im lateinischen und griechischen Unterricht an. Es soll die Seele des Knaben und Jünglings aus denselben Quellen ihre Nahrung schöpfen, aus denen die gesamte Geistesbildung der Kulturvölker sich entwickelt hat. Freilich steht gleichberechtigt neben den Anschauungen des zeitlichen Verlaufs auch das Gebiet der räumlichen Verhältnisse, über deren Zusammenhang die Mathematik Auskunft gibt, mit deren Hülfe dann die Fülle der Naturerscheinungen und die in ihnen waltende Ordnung dem menschlichen Auge erkennbar wird. Auf allen Gebieten aber gilt es, den Lernenden an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen und ihn zugleich merken zu lassen, welchen Ertrag ihm die darauf verwandte Anstrengung bringt. Gelingen wird das allerdings nur einem Lehrer, der selbst auf dem Gebiete, in das

er die Jugend einführen soll, fortarbeitet. Dazu bedarf auch er steter Anregung, die er durch ununterbrochene Fortsetzung seiner Studien gewinnt. Wesentlich fördern wird es aber auch jeden, wenn einigen der Gelehrten, die an der Hochschule Vertreter der Wissenschaften sind, eine gewisse Einwirkung auf die Methode des Unterrichts an den Anstalten eingeräumt wird, die ihnen dereinst ihre Schüler liefern sollen. Deshalb sind in Baden stets Professoren der Universität zugleich zu außerordentlichen Mitgliedern des Oberschulrats ernannt worden, die nicht nur an den Beratungen über etwa empfehlenswerte Änderungen des Lehrplans und die Methode des Unterrichts teilnehmen, sondern die auch ersucht werden, im Laufe des Schuljahrs die einzelnen Gymnasien zu besuchen und die von ihnen gemachten Beobachtungen dann der Behörde mitzuteilen. So hat sich zuerst Köchly an der Abfassung des neuen Lehrplans beteiligt; später haben dann Ribbeck, Wachsmuth, Rohde, Crusius, Dieterich, Schell und Lüroth wiederholt Gelegenheit gehabt, auch persönlich auf die Direktoren und Lehrer der von ihnen besichtigten Anstalten einzuwirken; denn auch der mathematische und physikalische Unterricht ist mehrfach von einem Vertreter dieser Fächer an den Hochschulen des Landes besucht worden. Für eine gegenseitige Verständigung unter den Lehrerkollegien wurde auch durch Einberufung von Direktorenkonferenzen gesorgt, wie ich sie in Westfalen kennen gelernt hatte. Vor allem wichtig war die Heranbildung tüchtiger Lehrer, die von Liebe zur Wissenschaft getrieben, sich ununterbrochen selbst weiter bilden und zugleich mit Geschick und warmem Herzen auf ihre Zöglinge einzuwirken verstehn. So muß es gelingen, in

den untern Klassen eine sichere Handhabung der lateinischen Flexion, ebenso in Tertia der griechischen zu erzielen, von vornherein aber die Schüler an eigne Anwendung des Gelernten zu gewöhnen. Dazu bedarf es in beiden alten Sprachen regelmäßiger schriftlicher Übungen, deren Notwendigkeit schon daraus hervorgeht, daß nur hier die ganze Klasse gleichzeitig von den Ergebnissen des Unterrichts Zeugnis ablegt, während zum mündlichen Antworten immer nur einzelne aufgerufen werden können. Die schriftlichen Arbeiten aber werden im wesentlichen freie Umschreibungen des Zusammenhangs sein, den die vorangegangene Behandlung eines Schriftstellers den Schülern erschlossen hat. Auf eigentliche lateinische Aufsätze haben wir völlig verzichtet. Überall aber handelt es sich darum, daß neben der sprachlichen Form auch der Inhalt des Gelesenen aufgefaßt wird und andererseits bei der Einübung der Deklination und Konjugation, wie bei der Konstruktion der Sätze neben der Einübung der lateinischen Endungen auch das Verständnis für die Unterscheidung der deutschen Flexion erzielt wird. Zugleich ist ja die Angabe des Textes in richtigem Deutsch eine stets wiederkehrende Übung des Ausdrucks in der Muttersprache, und da dieselbe Aufgabe, den Zöglingen eine zusammenhängende und zugleich korrekte deutsche Redeweise anzugewöhnen, in fast allen Lehrfächern wiederkehrt, so kann mit vollem Recht behauptet werden, daß in diesem Sinne allerdings die Muttersprache einen Mittelpunkt alles Unterrichts bildet. Es wird sich auch sehr empfehlen, einiges aus dem Gebiete der Wortbildung einzuflechten, z. B. den eigentlichen Sinn mancher Vor- und Nachsilben wie *ge-*, *be-*, *ent-*, *ver-*, —

ig, lich usw. Alle derartigen Bemerkungen werden von der Jugend sofort verstanden und auch hier wird das Verständnis für diese Dinge wesentlich durch den Hinweis auf die lateinische, später auf die griechische Wortbildung unterstützt. Eine größere Stundenzahl für den deutschen Unterricht ist deshalb kaum nötig. Immerhin werden in untern Klassen drei Wochenstunden genügen, dagegen bedarf es in den obersten einer etwas höhern Zahl. Die kleineren Schüler sollte soweit als möglich derselbe Lehrer, der ihnen das Latein beibringt, auch im Deutschen unterrichten. Besondere Vorträge über deutsche Stilistik und Rhetorik sind völlig überflüssig.

Einer durchgreifenden Neugestaltung bedurfte im Lehrplan die Behandlung der beiden alten Sprachen, denen bis dahin entschieden zu wenig Raum zugewiesen war. Daß auf dem Gymnasium das Lateinische vorangeht und das Griechische erst drei Jahre später begonnen wird, ist allerdings in der Geschichte des gelehrten Unterrichts hinreichend begründet, bietet auch den Vorteil, daß man bereits zwei Jahre nach dem Lateinischen mit dem Französischen beginnen kann; denn dies ist die richtige Reihenfolge. Mir ist freilich wohlbekannt, daß sogar ein so hervorragender Schulmann wie Bonitz empfohlen hat, die neuere Sprache der alten vorangehen zu lassen, weil dann die Eltern sich erst zwei oder drei Jahre später zu entscheiden brauchten, ob sie ihren Söhnen eine humanistische oder realistische Bildung geben lassen wollen. Das hat denn meist da, wo man Reformgymnasien gegründet hat, für den Lehrplan der Realgymnasien die Folge gehabt, daß man auf diesen auch mit dem Französischen begann und das Latein folgen ließ.

Dadurch aber ging dem Gymnasium die Möglichkeit verloren, am Schluß der Quarta diejenigen Schüler, denen die Erlernung des Griechischen zu schwer geworden wäre, ins Realgymnasium übergehn zu lassen, das auch früher in den drei untern Klassen bei uns ganz gleichen Lehrplan mit dem humanistischen Gymnasium gehabt hatte. Für dieses wird nun der griechische Unterricht besonders wichtig. Man wird zwar zugeben dürfen, daß Mommsen in der Beurteilung Ciceros zu weit gegangen ist, und anderseits unterliegt es keinem Zweifel, daß jeder Lehrer aus einem gründlichen Studium der Schriften Nögelsbachs oder auch Moritz Seyfferts einen ganz bedeutenden Gewinn für seine eigne Fortbildung davon trägt. Dies ist dann ganz gewiß auch für die Behandlung ciceronischer Schriften förderlich. — Auch wird jeder Lehrer der obern Klassen die Erfahrung machen, daß es kaum möglich ist, in der Jugend eine wärmere Sympathie für den zwar vielseitig gebildeten, aber sonst durch Charakterstärke keineswegs hervorragenden Redner zu erwecken. Von ihm aber Philosophie zu lernen, hat vollends keinen Sinn, da hierfür doch viel reinere und tiefere Quellen bei den Hellenen zu finden sind. Von den römischen Schriftstellern ist es vor allem Tacitus, dessen eigenartige, markige Darstellung unzweifelhaft eine gewisse Anziehungskraft besitzt. Dasselbe gilt von der Poesie eines so hervorragenden Dichters, wie es Vergil war. Auch von Dvids Metamorphosen werden schon Obertertianer gefesselt. Daß aber der zuerstgenannte Historiker von einer schlechterdings unhaltbaren, das dringende Bedürfnis einer monarchischen Verfassung gründlich verkennenden politischen Auffassung ausgeht, läßt sich nicht leugnen

und darf auch den Primanern nicht vorenthalten werden. Von Horaz aber sind freilich die Satiren und Episteln durchaus eigenartig und erfreulich, aber recht sie zu würdigen werden nur wenige der reiferen Schüler imstande sein. So ist denn tatsächlich die Bedeutung, welche die römische Literatur für die reifere Jugend hat, eine ungleich geringere als die der griechischen, und es empfiehlt sich, ihr auch in Prima eine Stunde mehr als der lateinischen wöchentlich einzuräumen — was bei uns der Entscheidung der Lehrerkollegien anheim gegeben ist. Lehrern aber, die in den obern Klassen ihre Schüler für Homer, Sophokles, Plato, Thukydides nicht zu erwärmen wissen, sollte man diesen Unterricht gar nicht anvertrauen. Aber auch der Aufgabe, schon bei Cäsars bellum Gallicum oder Xenophons Anabasis diese Schriften zugleich als wichtige Quellen für Geschichte und Geographie auszunutzen, darf sich der sie in der Klasse behandelnde Lehrer nicht entziehen. Schriften, wie die des Herrn von Göler über Cäsars gallischen Krieg oder Rüstows Arbeiten über die Marschlinie Xenophons in der Anabasis, auch Moltkes Erörterungen über den Gegenstand, sollte jeder philologische Lehrer der Tertia kennen.

Aber unsre Schüler anzuleiten, bei der Übersetzung irgend-eines deutschen Textes den Periodenbau des großen römischen Redners nachzubilden, dazu haben wir die Zeit nicht. Denn über derartige Bestrebungen würden wahrscheinlich noch wichtigere Gesichtspunkte zu kurz kommen. Soweit aber, daß die reiferen Schüler über den historischen Zusammenhang der Verhältnisse, um die es sich in einer Rede oder einem Briefe handelt, in richtigem Latein aber auch

griechisch sich aussprechen lernen, ist bei zweckmäßiger und einheitlicher Behandlung der Lektüre sehr wohl zu gelangen. Nur muß die Pedanterie fern bleiben, welche es für Pflicht hält, bei allem, was gelesen wird, grammatische oder stilistische Regeln abzufragen, die im Text angewandt sind.

Ebenso ermüdend wirkt es, wenn das berechtigte Bestreben, für den griechischen und lateinischen Wortlaut eine entsprechende deutsche Wendung zu finden, sich allzu pedantisch geltend macht. Eine gewisse Freiheit muß hier gewahrt bleiben, und es ist nicht ratsam zu fordern, daß die jungen Leute irgend eine dem Lehrer besonders wohlgefällige deutsche Wendung ihrem Gedächtnis einprägen. Gerade dies Verfahren fand ich im badischen Lande weit verbreitet. Besondres Gewicht wurde darauf gelegt, daß die Schüler das Gelesene genau in der früher festgestellten Fassung wiedergeben konnten. Darüber kam die Erfassung des inneren Zusammenhangs, also bei den Historikern der Verlauf und die tiefere Begründung der Begebenheiten, bei philosophischen Schriften die Tragweite des Gelesenen für die gesamte Weltanschauung, meist zu kurz. Bei poetischer Lektüre aber muß eine erhöhte Stimmung dem Dichter gerecht werden, und von der ersten Stunde an, in der ein Lehrer die Sekundaner in die Odyssee einführt, sollen sie am Wohlklang der Verse und an dem Verlaufe der Handlung Freude haben. Sind sie aber einigermaßen mit dem Wortschatze und der Ausdrucksweise ihres Textes vertraut, so ist es durchaus nicht nötig, daß sie an eine ganz bestimmte Wiedergabe der griechischen oder lateinischen Worte gebunden werden, es ist auch nicht notwendig, daß alles mindestens zweimal gelesen wird. In jeder Lektion

muß natürlich, ehe vorwärts geschritten wird, an das Frühere angeknüpft werden, und darauf müssen sich die Schüler auch vorbereitet haben. Es ist auch sehr zu empfehlen, daß man sie von Anfang an gewöhnt, den Inhalt des Gelesenen in der fremden Sprache wiederzugeben, das gilt auch namentlich im neusprachlichen Unterricht. Vor allem aber ist wichtig, daß sich überall die schriftlichen Übungen eng an das mündlich Durchgenommene anschließen, und da ist es weit besser, wenn der Lehrer selbst die Verbindung herstellt, als wenn man dazu noch besondere Übersetzungsbücher einführt.¹⁾ Ist die Zahl der Schüler nicht gar zu groß, so kann auch das Chorsprechen gute Dienste tun. Außerdem aber versteht es sich ja von selbst, daß überall, wo der Text leicht verständlich ist, sehr viel rascher gelesen werden wird, als wenn die Darstellung des Schriftstellers zu eindringendem Nachdenken zwingt. So ließ sich eine erheblich umfassendere Einführung in die Klassiker des Altertums erreichen, als vor der Umgestaltung des Lehrplans.

Als ich mich nun den am Gymnasium angestellten Lehrern bekannt gemacht hatte, fand ich bei der Mehrzahl ein freundliches Entgegenkommen. Freilich nicht bei allen. Davon erhielt ich einen sehr deutlichen Beweis, als ich ungewollter Zeuge einer Ansprache wurde, die Professor v. L. als Lehrer der Geschichte eines schönen Tages den Primanern hielt. Es war eine Nachmittagsstunde, und ich saß lesend in meinem Amtszimmer, das ja durch eine Flügeltür mit

¹⁾ Eine „Aufgabensammlung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische“ habe ich zwar selbst mit meinem früheren Kollegen Dr. Karl Schnelle 1870 herausgegeben; im Unterricht aber eingeführt ist das Buch niemals.

der Klasse verbunden war. An diesem Tage war nun die Stimme des redenden Lehrers ganz besonders kräftig, und seine Worte bezogen sich weniger auf den Verlauf der weltgeschichtlichen Begebenheiten, die an der Reihe waren, als auf die neueste Epoche in der Geschichte des Lyzeums. Der Inhalt war etwa: „Da kommt nun ein eben berufener Direktor aus Preußen und denkt wohl, hier alles neugestalten zu müssen, weil ihm unser seitheriges Verfahren nicht genügt. Aber der wird sich doch sehr bald überzeugen, daß es solcher Änderungen nicht bedarf!“ Das war nun eine für mich nicht eben überraschende Äußerung; daß sie aber den Schülern mitgeteilt wurde, erklärte sich wohl daraus, daß der Redner eine Stunde früher nicht bloß gegessen, sondern auch getrunken hatte. Damals überlegte ich, wie ich die Sache behandeln sollte; kam aber zu dem Entschluß, einstweilen völlig zu schweigen, und es hat denn auch keiner meiner Kollegen oder Vorgesetzten etwas davon erfahren. Auch mit dem Redner selbst habe ich nicht darüber gesprochen, es wäre ja sonst die Gefahr eines gehässigen Zerwürfnisses schwer zu vermeiden gewesen. In einem andern Fall war eine solche Zurückhaltung kaum möglich. — Wir hatten uns im Anfange des Schuljahrs über die Schriftsteller beraten, die in den obern Klassen gelesen werden, sowie über die Ausgaben, die von den Schülern angeschafft werden sollten. Professor Böhringer, ein jüngerer, talentvoller, auch anregender Lehrer (er hat z. B. in einem Programm eine klare und dankenswerte Abhandlung über Platos Gorgias geschrieben), wünschte, daß seine Sekundaner sich eine Ausgabe von Xenophons Anabasis von Hertlein anschafften, der ja Direktor des Gymnasiums

Wertheim gewesen ist. Als ich nun einmal einer griechischen Stunde beiwohnte, übersezte ein Schüler eine nicht eben leichte Stelle ganz nach der von Hertlein gegebenen Auffassung, wurde aber heftig vom Lehrer angefahren wegen des Unsinns, den er vorgebracht habe; B. hatte nämlich in seinem Exemplar eine andere Lesart, wie sich dann herausstellte. Als ich nun nach dem Schlusse der Stunde auf dem Korridor mit ihm wandelte, sprach ich mit ihm über den Vorfall und empfahl ihm ganz freundlich, sich künftig vor jeder Stunde die von Hertlein gebotenen Bemerkungen durchzulesen, damit nicht wieder ein Schüler getadelt werde, der sich dadurch habe leiten lassen. Kaum hatte ich das gesagt, so machte der Herr Kollege kehrt und ging ohne ein Wort des Abschieds oder irgendeinen Gruß nach Hause. Später habe ich ihm dann allerdings bemerklich gemacht, daß ich mir ein solches Benehmen ein für allemal verbäte, und die weitere Folge war, daß Böhringer bald an eine andre Anstalt versetzt wurde, was übrigens seinen eignen Wünschen entsprach. — Harmloser war ein andres Ereignis, das mich in die Lage brachte, einem jüngeren Lehrer entgegen handeln zu müssen. Dieser — ein Mann, dem es im geselligen Leben gar nicht an Humor fehlte, aber selten gelang diese glückliche Gabe seine Schüler merken zu lassen — trat sehr aufgeregt in mein Amtszimmer und bat um strengste Bestrafung eines Schülers, der eben auf dem Markte das Wort „Hammel!“ laut gerufen habe; „ich weiß ja, daß dies mein Spitzname ist“. Da schien mir denn doch eine Kriminaluntersuchung nicht ratsam.

Übrigens fand ich die Disziplin an der Anstalt in ge-

ordnetem Zustand und das Naturell der süddeutschen Jugend gefiel mir. Die Schüler zeigten immer ein freundliches Gesicht und williges Entgegenkommen. Das suchte ich auch dadurch zu fördern, daß ich im Stundenplan den Nachmittag des Samstag ganz frei hielt. Meine eigne Klasse forderte ich dann zu weiteren Spaziergängen auf, und mehrere meiner Kollegen taten das auch oder schlossen sich mir an. Im Frühjahr und Sommer aber gab ich den obern und mittlern Klassen einen ganzen, den untern wenigstens einen halben Tag zu einer Wanderung in die Umgegend frei.

Die Lage von Karlsruhe bietet dazu reichlich Gelegenheit, und die inzwischen eröffneten Lokalbahnen nach Durlach oder ins Mbtal bis Herrenalb erleichtern derartige Wanderungen. Ganz besonders lockt dann auch die im Pfingztal aufwärts nach Pforzheim führende Bahn. Da wurde denn besonders Berghausen mit Herrn Beckers lockendem Wirtshaus zum Laub gern aufgesucht. Der Rittnertwald, durch den man vom Turmberg aus nach Söllingen oder Berghausen gelangt, gehört zu den schönsten unsers Landes. Aber auch das Mbtal bis Herrenalb und zum Dobel belohnen die Mühe des Wanderers reichlich.

Mich ermüdeten solche kleine Fußreisen nicht. Freilich durfte darüber die Sorge für regelmäßige Arbeit nicht aufhören. Deren bedurfte es namentlich in den alten Sprachen, vor allem im Griechischen. Nur sehr wenige Primaner waren soweit gekommen, daß ihnen die Beschäftigung mit den hellenischen Meisterwerken Freude machte und zu einem besonders wirksamen Bildungsmittel wurde. Da mußte denn allmählich erst der Grund gelegt werden.

Beides suchte ich dadurch zu erreichen, daß ich zunächst den griechischen Unterricht in der Sekunda übernahm und mir so die Schüler selbst für die höheren Aufgaben heranzubildete. Sehr bald zeigte mir der rege Verneifer der jungen Leute, daß sie mir mit bestem Willen entgegenkamen. Besonders befähigte Schüler sind dann auch gern meiner Aufforderung zu besonderer Lektüre auf mein Zimmer gefolgt. Dort habe ich sie, ohne übrigens eigne Vorbereitung zu verlangen, mit auserwählten Abschnitten aus Platos Symposion, mit Aeschylos' Persern oder einer weitem Sophokleischen Tragödie, aber auch mit Aristophanes bekannt gemacht. Dagegen ist es mir immer bedenklich erschienen, wenn einer meiner eifrigsten Kollegen im Lande sämtlichen Schülern die Pflicht auferlegte, Privatlektüre zu treiben und z. B. alle Stellen der Odyssee und Ilias, die im Unterricht überschlagen werden mußten, für sich zu lesen. Das geht zu weit und führt ganz sicher bei manchen besonders gewissenhaften Schülern zur Überbürdung. Diese muß aber schon deshalb vermieden werden, weil da, wo gewissenhaft jede Übertreibung fern gehalten und das von der Schulordnung angeordnete Maß der häuslichen Arbeit eingehalten wird, keine Klage der verehrlichen Eltern grundloser ist, als die sich immer wiederholende Beschwerde über die Arbeitslast der armen Jungen. Aber selbst den Herren Ärzten kann mit voller Wahrheit versichert werden, daß die Gesundheit der Knaben und Jünglinge weit besser gewahrt wird, wenn sie an eine tägliche mäßige Arbeit gewöhnt werden, als, durch allzuviel Muße verlockt, auf Zerstreuungen verfallen, die das Gedeihen der körperlichen Entwicklung ganz anders untergraben, als die höchstens sieben- bis achtstündige Pflicht-

erfüllung, zu der die Schule sie anhält. Auch fällt doch sehr ins Gewicht, daß keine Lehrstunde länger dauert, als 50 Minuten, die noch oft durch den unvermeidlichen Wechsel der Lehrer verkürzt werden. Außerdem aber wird an jedem Vormittage der Unterricht durch eine halbstündige Zwischenstunde unterbrochen, während der alle Schüler ihre Zimmer räumen und sich bei hinreichend gutem Wetter in freier Luft bewegen, ebenso um 12 Uhr in etwas kürzerer Pause. Freilich ist dabei Voraussetzung, daß auch im Unterricht selbst ein großer Teil des vom Gedächtnis festzuhaltenden Lehrstoffs eingeprägt wird. Das gelingt allen einigermaßen geschickten Lehrern, die dann nach jeder Stunde darauf halten müssen, daß nun zu Hause das Neugelernte sicher befestigt wird. Dieser Aufgabe muß ganz regelmäßig an jedem Schultage genügt werden, und es ist nicht zu verantworten, daß für einen Wochentag jede häusliche Arbeit verboten wird. Bei solcher Weisung kann es nicht ausbleiben, daß den am gleichen Tage veranstalteten Spielen zuliebe die gesehlich bewilligte Muße von den meisten dazu benutzt wird, wieder zu vergessen, was sie eben erst gelernt hatten. Andererseits ist auch daran zu erinnern, daß mittelbar die Schule sehr wesentlich durch den Turnunterricht für die Gesundheit ihrer Zöglinge sorgt. Damit stand es nun damals noch schlecht. Denn es fehlte ganz und gar an einer Turnhalle, und der von der Stadt dem Gymnasium bewilligte Platz in einem angrenzenden Wäldchen war eine gute Viertelstunde vom Lyzeum entfernt. Also fiel im Winter und bei nassem Wetter die Turnstunde ganz aus. Das ist denn auch sehr bald besser geworden. Bereits 1869 wurde die Turnlehrerbildungsanstalt gegründet, und als ihr

Direktor Alfred Maul berufen. Bald erfolgte der Bau von Turnhallen, zunächst für das Gymnasium, später auch für das Realgymnasium und die Real- und Volksschulen. Die des Gymnasiums war 1870 erbaut; die Eröffnung verzögerte sich dann ein wenig, weil die großen Räume noch mehrere Wochen lang zur Unterbringung der im Kriege Verwundeten benutzt wurden. Maul aber hat sich um die Förderung dieses Unterrichts in einer nahezu 40 jährigen Amtstätigkeit die größten Verdienste erworben.

Die gymnastischen Übungen wurden unter die obligatorischen Unterrichtsfächer aufgenommen, von denen nur wenige Schüler auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses entbunden wurden. Zugleich wurden alle Turnstunden Klassenweise von einem Lehrer gegeben und durch jährlich stattfindende Lehrkurse auch eine Anzahl der wissenschaftlichen Lehrer für den Turnunterricht gewonnen. Die Methode aber regelte die von Maul dafür zusammengestellten Anordnungen. So hörte das früher allgemein durchgeführte Riegenturnen auf; alle Schüler wurden während der ganzen Turnstunde vom Lehrer selbst unterwiesen, und die körperliche Ausbildung der Schüler wurde mit bestem Erfolge durchgeführt. Selbst hochgestellte Offiziere, z. B. die Generale v. Werder und v. Obernitz, erschienen bisweilen in der Turnhalle, namentlich wenn die höheren Klassen übten, und sprachen mir nachher ihre Anerkennung aus; solcher Unterricht sei eine sehr gute Vorschule für den späteren Kriegsdienst. Wenn aber neben den andern öffentlichen Prüfungen auch eine Turnprüfung erfolgte, hatten wir oft die Ehre, auswärtige, selbst preussische und Schweizer Gäste, unter den Zuschauern zu begrüßen. Dann lockte gerade die Turnprüfung jedes-

mal eine große Menge von Zuschauern an und dabei zeigte sich in allen Klassen, daß die Jugend mit Lust und Liebe die Turnstunden besuchte. Gesuche um Befreiung vom Turnunterricht liefen nur ein, wenn der Hausarzt eine solche verlangte.

Außer dem griechischen Unterricht war es besonders der deutsche, dem ich nach wie vor meine besondere Teilnahme zuwandte. In der obersten Klasse übernahm ich zugleich mit der philosophischen Propädeutik die deutschen Stunden, indem ich die erstere in Verbindung mit der Lektüre einiger der größeren Dialoge Platos, besonders des Gorgias, durchnahm, an die ich dann schließlich eine zusammenhängende Behandlung der Aristotelischen Logik im Anschluß an Trendelenburgs Leitfaden knüpfte. Später ließ sich an die Besprechung einiger Stücke von Lessings Laokoon und seiner Dramaturgie, sowie der ästhetischen und ethischen Anschauungen Schillers eine kurze Darlegung besonders wichtiger Punkte aus der Geschichte der neueren Philosophie anschließen, die natürlich nur soweit ging, daß den jungen Leuten das Wichtigste in den Dichtungen Lessings, Goethes und Schillers verständlich wurde. Mittelbar aber sollte das in ihnen auch den Wunsch wecken, auf der Universität später sich mit den Errungenschaften unsrer Dichter und Denker genauer bekannt zu machen. Gerade für eine richtige Würdigung unsrer Klassiker ist ein klares Verständnis aller der Anregungen, die diese selbst aus den Meisterwerken der alten Griechen gewonnen haben, von allerhöchstem Wert; aber es muß den reiferen Schülern auch eine zusammenhängende Übersicht der deutschen Literaturgeschichte gegeben werden. Zu vermeiden ist hierbei die Aufzählung vieler Namen von Poeten, deren

Schriften kein Mensch mehr liest. Dem Mittelhochdeutschen wird allerdings ein Semester im Lehrgang der obern Klassen einzuräumen sein, wodurch dann zugleich ein richtiges Verständnis für den Werdegang unsrer Sprache vermittelt wird. Weiter aber wird man kaum gehn dürfen, als daß einige Partien der Nibelungen, allenfalls auch der Gudrun und manche Gedichte von Walter von der Vogelweide, gelesen werden. Schon für eine so bescheidene Auswahl bedarf es eines Lehrers, der sich eingehender mit diesem Literaturgebiet beschäftigt hat; einen tieferen Einfluß aber wird die mittelalterliche Dichtung kaum noch auf unsere Jugend üben. Aber auch die pathetische Sentimentalität der Klopstock'schen Poesie begeistert sie schwerlich noch; ebenso hat es gar keinen Wert, sie mit den Produkten der Stürmer und Dränger bekannt zu machen. Im Mittelpunkt des Unterrichts müssen Lessing, Goethe und Schiller stehn. Von Goethe wird man den Götz schon in Sekunda behandeln können, ebenso Schillers Tell. Aber Hermann und Dorothea gehört in die Prima; Lehrern, denen dieses in jeder Hinsicht vollkommene Meisterwerk zu langweilig erscheint, sollte man deutschen Unterricht in obern Klassen überhaupt nicht anvertrauen.

Lesebücher mit ausgewählten Prosa-Stücken werden überall gute Dienste tun; für die Poesie ist es richtiger, die nämliche Sammlung in allen Klassen benutzen zu lassen, denn viele unsrer aller schönsten Lieder und Gedichte, die schon den Knaben erfreuen, müssen auch im Gedächtnis der reiferen Jünglinge fortleben. Auf jeder Stufe erneut sich die Aufgabe, einen sprachlich richtigen, fließenden und von einer gewissen Gemütswärme zeugenden Vortrag des

Gelesenen von den Schülern zu erlangen. Erläuterungen werden ja vielfach erforderlich sein, aber pedantisch breite Erörterung des Selbstverständlichen erzeugt nur Langeweile. Neben dem, was der Unterricht den Primanern bietet, erweitern diese aus eigenem Antriebe ihre Kenntnisse durch Privatlektüre, und wenn man sie in den Stunden auf die hervorragenden Dichter der neueren Zeit hinweist, werden ihnen auch einige Werke von Kleist, Grillparzer, Hebbel bekannt werden. Zu einer eingehenden Beschäftigung mit diesen und manchen andern wird es jedoch nur ausnahmsweise kommen. Aber ein so erfreuliches Werk wie Hensses Kolberg kann man schon mit den Sekundanern durchnehmen. Den Schluß des deutschen Unterrichts machte ich in der Regel, indem ich noch mit den Abiturienten den Faust besprach, ohne jedoch auf die Einzelheiten der Walpurgisnacht in beiden Teilen näher einzugehn.

Der geschichtliche Unterricht ist das einzige Lehrfach, worin wir die frühere Verteilung des Stoffes auch im Gegensatz zu den vermeintlichen Verbesserungen andrer, z. B. des preußischen Lehrplans, festgehalten haben. Um der neueren Geschichte mehr Raum zu schaffen, hat dort Mittelalter und Neuzeit im Lehrplan der mittleren Klassen einen dreijährigen Kursus erhalten, während die Sekunda nunmehr die ganze alte Geschichte in einem Jahre bewältigen soll. Wir lassen dagegen nach wie vor bereits in Untersekunda die griechische, in Obersekunda die römische, allerdings bis zur Völkerwanderung, durchnehmen. Dadurch wird es möglich gemacht, den reiferen Schülern auch einige Grundbegriffe des griechischen Tempelbaus vorzuführen, ihnen die Meisterwerke antiker Plastik in Nachbildungen zu

zeigen und sie einigermaßen in die Topographie von Athen und Rom einzuweisen. In der Prima steht dann die deutsche Geschichte im Mittelpunkt, und das Gymnasium muß dieselbe bis zu der Neugestaltung fortsetzen, die unserm Vaterlande nach den Kämpfen der siebziger Jahre zuteil geworden ist. Es soll den Schülern aber auch ein gewisses Verständnis für die Grundzüge der politischen und sozialen Zustände des modernen Staates erschlossen werden. Daß die Lehrer, welche diese hochwichtige Aufgabe zu lösen haben, dazu durch gründliches Studium befähigt und zugleich von warmer Vaterlandsliebe beseelt sein müssen, versteht sich ja von selbst.

Hervorzuheben ist aber auch, daß in dieser Hinsicht unser Großherzog Friedrich I. bereits 1862 zur Erweckung patriotischer Begeisterung eine Stiftung begründet hatte, der in jedem Jahr eine öffentliche Schulfeier gewidmet wird. Am 19. Mai 1862 war ja wohl an den meisten deutschen Gymnasien Fichtes 100 jähriger Geburtstag zu einer Erinnerung an den Philosophen benutzt worden, der „nach der Niederlage von Jena und dem Frieden von Tilsit einer der ersten unter den Männern gewesen war, welche den Kampf für die Wiederherstellung Preußens und Deutschlands zunächst mit den Waffen des Wortes und des Geistes ungebeugt aufnahmen. Mitten unter dem Lärm der feindlichen Truppen in Berlin hielt Fichte, keiner persönlichen Gefahr achtend, im Winter 1807/8 seine begeisternden Reden an die deutsche Nation, die als ein erster kühner Aufruf zur Erhebung aus tiefer Erniedrigung überall eine zündende Wirkung hervorbrachten.“¹⁾ Damals hatte nun der Groß-

¹⁾ So Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie, S. 598.

herzog für unsre Anstalt die „Fichtestiftung“ ins Leben gerufen. In jedem Sommer wird den Schülern der obersten Klassen eine Aufgabe zunächst zu schriftlicher Bearbeitung mitgeteilt, worin es sich um eine in der deutschen Geschichte besonders verdiente Persönlichkeit oder um ein für unser Vaterland wichtiges Ereignis handelt, das nun in mündlicher Rede gefeiert werden soll. Unter den Aufsätzen der Schüler werden von einer für diesen Zweck eigens eingesetzten Kommission diejenigen ausgewählt, welche am besten gelungen sind. Beim öffentlichen Festakte werden dann diese von ihren Verfassern frei vorgetragen, und die dazu berufenen Herren entscheiden, wem der Preis, eine kostbare goldne Preismünze und ein Exemplar der Reden an die deutsche Nation, zuerkannt werden soll. Die lebhafteste Teilnahme unsrer reiferen Schüler bewies, daß die Stiftung in erfreulichster Weise ihren Zweck erfüllt.

Eine andre Pflicht des Geschichtslehrers ist es, stets darauf bedacht zu sein, daß die in den untern und mittlern Klassen gewonnenen Kenntnisse der Geographie immer von neuem aufgefrischt werden. Erworben aber wird der hier in Frage kommende Lehrstoff am besten durch Zeichenübungen, die bereits in unteren Klassen begonnen werden können. Der Lehrer entwirft erst an der Schultafel die Umrisse des Bildes, das sich dem Gedächtnisse einprägen soll, die Schüler zeichnen es auf Papier oder eine Schiefertafel nach und nun werden die Gebirge, Flüsse und Städte eingetragen. Wird dann dieselbe Zeichnung öfter wiederholt, so läßt es sich erreichen, daß sie allmählich frei aus der Erinnerung aufs Papier gebracht werden kann, und wer das zustande bringt, der ist im Besiß dessen, was im geo-

graphischen Unterricht die Hauptsache bleibt. Ein kurzer Leitfaden und ein guter Schulatlas werden daneben gute Dienste tun. Wenn aber in obern Klassen der Geographie keine eignen Stunden mehr zugewiesen sind, so darf doch nicht versäumt werden, im Zusammenhang mit den geschichtlichen Ereignissen stets auch das Bild des geographischen Schauplatzes wieder aufzufrischen. Auch hier muß gar nicht selten der Schauplatz einer wichtigen Begebenheit durch eine Zeichnung an der Wandtafel den Schülern deutlich vor Augen gestellt werden.

Das waren denn alles Erwägungen, die mich in meiner hiesigen Amtstätigkeit leiteten und es waren nur unbedeutende Änderungen, die ich im gewöhnlichen Schulbetrieb durchführte. Wenn z. B. einzelne meiner Kollegen, wie der Zeichenlehrer oder auch der evangelische Geistliche, der einige Religionsstunden übernommen hatte, den Schülern erlaubten, während der Stunden ihre Röcke auszuziehen und ihre Zeichnungen in Hemdsärmeln aufs Papier zu bringen oder die Hände zum Gebet zu falten, so schien mir das mit dem Ernst und der Würde alles Unterrichts nicht verträglich, und die beiden Lehrer stellten es auf meinen Wunsch sofort ab.

Sehr bald aber kamen Zeiten, in denen alles andre hinter den großen geschichtlichen Ereignissen zurücktreten mußte, die 1870 unser Vaterland erschütterten. Gerade unser kleines Land war mehr als jedes andre von der Gefahr eines feindlichen Überfalls bedroht. Aber es war doch hoffnungsfreudige Zuversicht, die nach der Kriegserklärung die Bewohner unsrer Stadt erfüllte. Nur sehr wenige verließen Karlsruhe, das der französischen Grenze recht nahe lag. Am

Tage nach Napoleons Kriegserklärung wurde die Mobilmachung der badischen Division verfügt; gleichzeitig ein Bogen der Kehler Rheinbrücke gesprengt. Mit dem August erfolgten die welterschütternden Ereignisse bis zum Tage von Sedan. Von uns war der preußische Kronprinz, als er erschien und den Oberbefehl über die süddeutschen Truppen übernahm, mit Jubel begrüßt worden, und bereits am 6. August kam die Kunde des Sieges von Wörth. Hatte man schon auf den Bergen im Süden unsrer Stadt den fernen Donner der Kanonenschüsse hören können, so war dann auch die Nachricht von dem errungenen Erfolg eingetroffen. Da versammelte sich auf dem Schloßplatz eine ansehnliche Schar von Menschen und sang die Wacht am Rhein. Als bald trat der Großherzog mit seiner Gemahlin aus dem Schloßportal, hielt eine freundliche Ansprache und forderte die Sänger auf, zum Schlusse zu singen: „Nun danket alle Gott“, was auch geschah. Einige Tage später hat sich dann unser Landesherr zu den Straßburg belagernden Truppen begeben, denen sich gegen Ende September die Stadt ergab. General Werder wurde nun kommandierender General des neugebildeten vierzehnten Armeekorps, das noch während des folgenden Winters an der Visaine bei Nuits gegen die dort stehenden Feinde siegreich kämpfte und vor Belfort den Banden Garibaldis den Durchzug verwehrte. Am 18. Januar war es unser Großherzog, der in Versailles das erste Hoch auf den Kaiser Wilhelm ausbrachte. Einen sehr würdigen Abschluß dieser großen Ereignisse machte dann in Karlsruhe eine Ausführung von Brahms' deutschem Requiem in unsrer Stadtkirche, zu der alle eben aus dem Felde heimgekehrten oder

unsre Stadt durchziehenden Truppen freien Eintritt hatten. Dazu war der Sangesmeister Stockhausen von Frankfurt erschienen; das Sopransolo sang unsre beste Sängerin. Die ganze Feier machte einen sehr tiefen Eindruck. Im Sommer darauf konnte dann Brahms selber bei uns das Triumphlied aufführen, das er inzwischen komponiert und dem Kaiser Wilhelm gewidmet hatte.

Die gesamte Stimmung der öffentlichen Meinung war nun eine wesentlich andre geworden. Von einer Anfeindung des aus preußischem Schuldienst hierher Berufenen war fortan nichts mehr zu spüren und der Verkehrskreis, in dem wir uns bald heimisch fühlten, bot für das herzliche Behagen meiner Frau und für das Gedeihen der heranwachsenden Kinder, deren Zahl auf sieben gewachsen war, die wünschenswerte Unterstützung.

Ein freundschaftlicher Umgang verband uns vor allem mit der Familie Jolly. Der Minister selbst stammte aus einer Hugenottenfamilie, die bereits im Anfang des 18. Jahrhunderts Frankreich verlassen und dann in Mannheim eine neue Heimat gefunden hatte. Dort war Jollys Vater Oberbürgermeister gewesen, der Sohn wurde im Lyzeum Schüler Nüßlins, der, selbst ein Schüler F. A. Wolfs, in dem Jünglinge die nie erkaltende Vorliebe für humanistische Bildung, insbesondere für das hellenische Altertum, geweckt hatte. Er hatte Rechtswissenschaft erst bei Bangerow in Heidelberg, dann in Berlin bei Buchta und Homeyer studiert, sich als juristischer Dozent in Heidelberg habilitiert und nicht nur durch seine Vorlesungen auf dem Katheder, sondern namentlich auch durch schriftstellerische Leistungen eine ganz hervorragende Begabung für die Beurteilung und Behandlung

der wichtigsten Aufgaben des politischen Lebens bewiesen. An der Heidelberger Universität war damals keine Stelle für ihn frei. Doch hatte er sich mit der Tochter des geheimen Finanzrates Fallenstein vermählt und 1851 ging der außerordentliche Professor als Regierungsrat in die Staatsverwaltung über und gehörte fortan zu der stets wachsenden Gemeinde derer, welche die künftige Einigung des deutschen Vaterlandes nicht mehr von Osterreich, sondern von den Hohenzollern erwarteten. Jetzt war die Entscheidung erfolgt; nach Mathys 1868 erfolgtem Tode wurde Jolly an die Spitze des Ministeriums gestellt, und es kamen die Jahre, die mich fühlen ließen, welchen Segen eine im tiefsten Kern gesunde und zugleich auf die höchsten Ziele gerichtete Regierung stiften kann. Was mir zum Wesen eines hervorragenden Staatsmannes zu gehören schien, vereinigte Jolly in seiner Person. Er war in allen Hauptfragen des politischen und religiösen Lebens für eine auf unerschütterlicher Sittlichkeit und Gesezestreue ruhende Freiheit. Dem Reiche gegenüber teilte er die Überzeugung unsers Landesherrn, „daß ohne das schützende Dach eines gemeinsamen deutschen Staatswesens, wie unser äußres Gut, so auch der innerste Kern unsers Wesens, unser deutsches Kulturleben unrettbar dem Verderben preisgegeben sei“¹⁾. Ihn beseelte in allen Gebieten, für die er zu sorgen hatte, ein unermüdlicher Tatendrang, und stets standen die Ziele, die erreicht werden sollten, klar vor seiner Seele. So war er im besten Sinne des Wortes Idealist, aber durchaus

¹⁾ Worte des Ministers aus einer an die Versammlung der Stände gerichteten Ansprache.

frei von der romantischen Gefühlschwärmerei, die auf Friedrich Wilhelm IV. so unheilvoll einwirkte. Geradezu begeisternd wirkte die Freudigkeit, mit der, ganz im Einverständnis mit Bismarck, die badische Staatsregierung sich einfügte in den neuen Zustand des geeinigten Reichs. Alles was in Versailles vorging, die Verhandlungen Bismarcks mit Thiers, der Friedensschluß, die Erneuerung der Kaiserwürde, wozu erst die Einwilligung des bescheiden ruhmgekrönten Siegers und die einmütige Zustimmung sämtlicher deutschen Fürsten erlangt werden mußte — eine Aufgabe, deren glückliche Lösung wesentlich der zielbewußten und zugleich liebenswürdigen Tätigkeit unsers Großherzogs zu verdanken war — alles erfuhren wir bereits aus Briefen Jollys an seine Frau aus Versailles, worin er aus voller Überzeugung und mit rührender Freude aussprach, daß er auf seinen Landesherrn geradezu stolz sei. Noch lebendiger waren später die mündlichen Erzählungen des Heimgekehrten.

So fehlte es denn jenen Tagen wahrlich nicht an innerer Anregung und Erhebung; auch unsre Schüler wurden durch die Nachrichten, die vom Kriegsschauplatz kamen, sichtlich begeistert. Von den Oberprimanern, denen wir die mündliche Reifeprüfung mit gutem Gewissen erlassen durften, meldete sich eine beträchtliche Zahl zum Eintritt in die Armee; einer der tüchtigsten, Ed. Lamen, wurde nach wenigen Wochen als schwer Verwundeter zurückgeschickt und starb, von allen seinen Lehrern aufrichtig und herzlich beklagt, im Elternhause. Lange währte es nicht, so füllten sich alle irgend verfügbaren Räume unsrer Stadt, darunter ein in der Fasanerie gelegenes Schloß, mit verwundeten Kriegern.

Die Großherzogin Luise übernahm die oberste Leitung der zahlreichen Vereine, die sich zur Pflege der Kranken gebildet hatten. So nahmen auch wir, da in den Ferien Klassenzimmer leer geworden waren, vier Verwundete ins Haus, deren Pflege meine Frau besorgte und mit größter Treue und gutem Erfolg durchführte. Das war keine leichte Aufgabe; mehr als einmal mußten wir ärztliche Hilfe herbeirufen.

Nach den Ferien merkte man in allen Klassen, daß auch auf die Jugend die mächtigen Eindrücke der letzten Zeit vorteilhaft eingewirkt hatten. Mit dem guten Willen der Schüler und der durchweg herrschenden Ordnung konnte ich zufrieden sein.

Eine sehr wesentliche Förderung erfuhr unsre Anstalt dadurch, daß Jolly nach dem glücklichen Ausgang des Krieges alsbald den Neubau eines Gymnasialgebäudes ins Auge faßte. Allerdings bedurfte es dazu einer besonderen Geldbewilligung. So erschien denn auch eines schönen Vormittags eine Kommission der zweiten Kammer im alten Lyzeumsgebäude, um zu prüfen, ob denn in der That die Mängel der beiden Häuser rechts und links von der Stadtkirche so groß wären, daß eine so kostspielige Maßregel unvermeidlich sei. Begreiflicherweise hatte ich das Vergnügen, die Herren in mehrere Klassenzimmer einzuführen; wir promenierten dann in den nicht sehr hellen Gängen und atmeten in den nach Süden gelegenen Räumen den von der gegenüberliegenden Tabakfabrik ausgehenden Duft, der sich mit den ebenfalls spürbaren Ausdünstungen von den kleinen Höfen und den auf diesen befindlichen Kabinetten mischte, und das so nachdrücklich, daß die Nasen der anwesenden

Herrn überzeugt wurden und alsdann die Genehmigung in der Ständeversammlung bald anstandslos erfolgte. Es wurde auf der Nordseite unsrer durch große Regelmäßigkeit des Stadtplans ausgezeichneten Residenz in der damals eben erst entstehenden Bismarckstraße ein geräumiger Bauplatz erwählt, und der Beginn des Schuljahrs 1874/5 war zugleich Eröffnungsfeier des neuen Gymnasialgebäudes. Erst wurden nach Absingung eines Chorals einige Vorträge in deutscher und lateinischer Sprache von Schülern gehalten; darin wurde, zum Teil in humoristischer Weise, das alte nun verlassene Schulgebäude dem neuen gegenübergestellt, und jede der in der Aula aufgestellten Büsten (Kaiser Wilhelm, Großherzog Friedrich I., Schiller, Goethe, Homer, Sokrates, Sophokles und Cicero) durch Distichen gefeiert. Dann hielt der Staatsminister Dr. Jolly eine Rede über die Bedeutung dieses Tages, worin er u. a. sagte:

„Der deutschen Gymnasialbildung ist diese Stätte gewidmet und sie ist dadurch, soweit der äußere Stoff durch den Zweck, dem er dient, eine höhere Bedeutung gewinnen kann, eine wahrhaft geweihte. Denn durch diese Bildung wollen wir unsrer Nation die Männer erziehen, welche, befähigt zu denken und geübt in der Erfüllung selbst-erkannter Pflicht, geschickt seien, alle höheren Funktionen des Volkslebens in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst zu erfüllen. Die allgemeine Befähigung und Bereitschaft des Geistes, sich jedes ihm gebotenen Stoffes denkend zu bemächtigen, ist das höchste Ziel des Gymnasialunterrichts, und ihm ist die ernste Schulung des Geistes zugleich das Mittel, den Willen, aufgeklärt über die menschlichen Aufgaben, sittlich zu stählen. Das Gym-

nasium gewährt eine populäre Übersicht über die wichtigsten Wissensgebiete, übt den sich entwickelnden jugendlichen Verstand durch die scharfen Aufgaben der Mathematik, es gewährt ihm und zugleich der ganzen Seele durch das grammatische Studium und die Einführung in die alte klassische Literatur die förderndste und köstlichste Nahrung, welche nach aller menschlichen Erfahrung für die Entwicklung dieser edelsten Kräfte gefunden werden kann. Das Gymnasium ist nach Zweck und Bestimmung recht eigentlich die Pflanzstätte der Idealität, und weil der Staat ohne Pflege des Idealen im Menschen kläglich verkümmern müßte, widmet er diesen Anstalten seine vollste Fürsorge, sieht in ihrem Gedeihen seine Zwecke und sich selbst unmittelbar gefördert, freut sich ihres innern und äußern Wohlergehns.“

Die Rede knüpfte dann an die Schüler des Gymnasiums freundlich mahnende Worte, die mit Schillers Versen abschlossen:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.

Dann fuhr der Redner fort:

„So übergebe ich denn, Herr Direktor, das neue Gebäude Ihrer Obhut. Wir haben seit Jahren Ihnen und Ihren treuen Mitarbeitern ein unvergleichlich kostbares, unser kostbarstes Gut, unsre Kinder, anvertraut und dankbar für das Geleistete sehen wir der Zukunft mit der frohen Zuversicht entgegen, daß auch fortan hier mit geistiger Kraft und sittlichem Ernst das heilige Feuer der Bildung und Sitte genährt werde, zur Freude der

Eltern, zum Frommen der Söhne, zum Heil der uns nachfolgenden Generation.“

Die Rede, in der ich dann im Namen des Lehrerkollegiums unsern Dank für die uns erwiesene Wohlthat aussprach und über die Verpflichtungen, die uns daraus erwüchsen, habe ich bereits früher drucken lassen. In mir aber wurde durch die ganze Feier das Vertrauen befestigt, daß ich bei unsrer Staatsregierung mich auf eine nachhaltige Unterstützung meines Strebens verlassen könne. Aber auch das neue Gebäude erleichterte unser Tagewerk erheblich. Zwar stellte sich bald heraus, daß die Aufsicht über die beim Bau beschäftigten Handwerker nicht streng genug gewesen war. Schon im ersten Jahre mußten Schlosser und Dachdecker zahlreiche Reparaturen vornehmen. Aber in den Hauptpunkten war doch ein großer Fortschritt gegen früher erreicht. Es bewährte sich, daß die meisten Schulzimmer nach Süden lagen. An den längsten Tagen des Sommers schien die Sonne erst gegen 9 Uhr hinein. Der Zeichensaal befand sich dagegen auf der Nordseite. Daß aber die Südzimmer vor den Fenstern Holzläden erhalten mußten, hatte ich zwar vorausgesagt; der Herr Oberbaurat legte aber zu viel Wert darauf, daß die Front des Gebäudes sich möglichst schön ausnehme. Trotzdem mußte nun während der ersten großen Sommerferien, die das Haus erlebte, das Versäumte nachgeholt werden. Dagegen war für den Winter durch eine zweckmäßige Zentralheizung gut gesorgt. Der Hofraum war geräumig genug; auch war in wenigen Minuten ein großer, schon im Hardtwaldt liegender Spielplatz leicht zu erreichen. Bemessen war natürlich alles nach der damals vorhandenen und demnächst zu er-

wartenden Schülerzahl. Sie stand 1875 auf etwa 400, da die Verbindung des Gymnasiums mit einer besonderen Vorschule fortan aufhörte.

An den politischen Neuerungen, die Jolly in den sechziger und siebziger Jahren durchführte, nahm ich lebendigen Anteil; das höhere Schulwesen berührten sie nur mittelbar, an einer Stelle freilich in entscheidender Weise. Früher war ja das ganze Schulwesen in den Händen der Kirche gewesen. Das hatte aufgehört, die Pflege der Geistesbildung ging an den Staat über. Nur der Religionsunterricht war unter der Aufsicht der kirchlichen Behörde geblieben. Es kam nun darauf an, daß auch die Männer, denen die religiöse Unterweisung oblag, ein gewisses Verständnis für die Aufgaben der allgemeinen Bildung besaßen. Als Jolly dem Staat durch Einführung einer besonderen Prüfung eine gesetzliche Befugnis zur Erreichung dieses Zieles verschaffen wollte, stieß er auf entschiedenen Widerspruch der Kurie; aber auch in der Kammer der Abgeordneten wurde manche der von ihm vorgeschlagenen Bestimmungen bestritten, und das führte, wenn auch erst nach einer Reihe von Jahren, dazu, daß der Großherzog 1876 eine Veränderung in der Leitung des Ministeriums eintreten ließ; Jolly wurde, unter Verleihung des höchsten Ordens, Präsident der Oberrechnungskammer, empfand aber doch diesen Wechsel seiner Stellung tief und schmerzlich. Einigermassen entschädigte ihn dafür die ihm nun eröffnete Möglichkeit, sich mehr als früher dem Familienleben und dem Verkehr mit gleichgesinnten Freunden zu widmen. Aber schon im Oktober 1891 setzte ein unerwarteter Tod durch Verkalkung der Aorta seinem Leben ein allzufrühes

Ende. Meine Frau und ich gehörten zu den ersten, die von der tiefbetäubten Gattin an das Totenbett des Entschlafenen geführt wurden.

Mit den wesentlich auf kirchlichem Gebiet entstandenen Streitigkeiten hing nun auch manches zusammen, was mich im Verlaufe der achtziger Jahre persönlich berührte. Im Jahre 1874 trat in Berlin Geheimrat Wiese in den Ruhestand, der mit seinem damals von Bismarck berufenen, freier denkenden Minister Falck jedenfalls wenig einverstanden gewesen war; hat er doch in seinen Lebenserinnerungen erklärt, er habe Schulmänner, die ihm in religiösen Fragen zu frei erschienen, zu bedeutenderen Stellen nicht zugelassen. Da war es denn für mich eine große Überraschung, daß mir einige Wochen vor Beginn der Osterferien 1875 von Falck der Wunsch ausgesprochen wurde, ihn demnächst in Berlin zu besuchen, da es sich darum handle, die durch Wieses Abgang freigewordene Stelle wieder zu besetzen. Da ich nun ohnehin einen Besuch bei meinen Schwiegereltern in Stettin vorhatte, blieb ich einen Tag in Berlin und wurde vom Minister mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit empfangen. Nun hatte ich mir während der vorangegangenen Tage bereits überlegt, wie ich mich zu dem für mich so ehrenvollen Wunsche des Ministers stellen wollte. Nachdem ich noch kein volles Jahrzehnt den Aufgaben gewidmet hatte, die mir in Baden oblagen, widerstrebte es mir die dort nicht erfolglos begonnene, aber keineswegs schon abgeschlossene Arbeit liegen zu lassen und ich war entschlossen, auf den Vorschlag nur dann einzugehn, wenn ich überzeugt würde, daß dies eine patriotische Pflicht sei, weil sonst ein allzu engherziger, vielleicht gar der pietistischen

Partei angehöriger Schulmann den entscheidenden Einfluß auf die Zukunft der preußischen Gymnasien erhielt. Davon konnte aber damals bei der großen Zahl ausgezeichnete Kräfte, über die der preußische Staat verfügte, nicht die Rede sein, und wenn dann statt meiner ein so verdienter und hervorragender Mann wie Bonitz als Wieses Nachfolger gewonnen wurde, so war das jedenfalls ein so hochstehender Gelehrter, daß ich mein eignes Können unbedingt dem seinigen unterordnete. Übrigens gereichte es mir doch zu einer erfreulichen Genugtuung, daß mir Falck damals aus den Akten alles vorlas, was auf seine Veranlassung über mich bei diesem Anlaß von Hamm nach Berlin berichtet worden war. In der That hatte Wiese den von mir in Bielefeld auf Bennigsen ausgebrachten Toast als Bruch eines Versprechens dargestellt, da ich ihm auf seine ernste Verwarnung erklärt hätte, ich würde mich allen politischen Demonstrationen fortan fern halten. Als ich das hörte, erwiderte ich, meine damals erteilte Antwort hätte nur gelautet, ich würde alle politischen Kundgebungen vermeiden, die im Widerspruch ständen mit der von der Regierung eingeschlagenen Richtung; Bennigsen aber habe doch nur den großen Erfolg vorbereiten helfen, der nachher zur Einigung des Reichs führte. — Da sagte Falck: „Das nämliche habe ich Herrn Wiese erwidert, als er mir seine Anklage mündlich wiederholte.“ Wenn mir der Minister dann auch allerlei mitteilte, was vom Herrn Pfarrer Plagghof über meine religiöse Haltung aus Hamm nach Berlin berichtet war, so entsprach das ganz der theologischen Borniertheit, unter der ich dort allerdings gelitten hatte. Übrigens hatte der Minister offenbar auf diese Berichte gar nichts

gegeben. Unſre Unterredung ſchloß damit, daß er mich aufforderte, mir doch in Stettin die ganze Angelegenheit noch einmal gründlich zu überlegen und wenn ich dann wieder durch Berlin käme, noch einmal bei ihm vorzuſprechen. Das tat ich und hatte alſdann die Freude, von ihm zu hören, daß er ſich inzwiſchen die von mir geäußerten Bedenken überlegt habe und dieſelben einigermäßen als wohlbegründet anerkennen müſſe. Er verzichte deſhalb auf Erfüllung ſeines Wunſches. Ich aber eilte auf das nächſte Telegraphenzimmer und ſandte mit ſehr erleichtertem Herzen die Worte an meine Frau: „Wir bleiben in Karlsruhe.“ Das wurde dann nicht bloß von meinen nächſten Bekannten, ſondern auch in ſehr weiten Kreiſen mit einer mich geradezu überräſchenden Freude aufgenommen und nachher auch durch ein Feſtmahl gefeiert, bei dem Jolly mir ſehr herzliche Worte ſagte.

Bald aber ſtellte ſich heraus, daß mein Entſchluß auch aus andern Gründen gerechtfertigt wurde. Es war ja Bismarck nicht möglich, Falck in ſeiner Stellung zu halten; dieſer hatte daſſelbe Schickſal wie Jolly. Gegen die Macht der ſtreng kirchlichen Parteien war noch nicht aufzukommen. Übrigens gelang es mir, mit den katholiſchen Religionslehrern am Gymnaſium ein freundliches Verhältnis herzuſtellen, nachdem ich mir einmal eigenmächtiges Eingreifen der Kurie entſchieden verboten hatte. Drei nämlich meiner beſten Oberprimaner waren damals als Katholiken auch Schüler deſ mir für die Religionsſtunden zugewieſenen Kaplans. Als ſie nun ihre erſte Zensur in ihrem lezten Schuljahre erhalten ſollten und ſämtliche Klaſſenlehrer ihr Urteil über die Leiſtungen der Schüler in das Zensurbuch

eingetragen hatten, überraschte es mich, daß in den Zeugnissen jener drei, die sonst durchaus nur Lob enthielten, in der Rubrik Religion das Wort „ungenügend“ stand. Als bald beschied ich sie auf mein Zimmer und forderte eine Erklärung, wie das gekommen sei. Einmütig versicherten sie, daß sie allen ihnen gestellten Aufgaben tadellos genügt und kaum je eine an sie gerichtete Frage unrichtig beantwortet hätten; darüber befragte ich nun den Herrn Kaplan, der diesem durchaus günstigen Urteil rückhaltlos beitrug. Der Grund der schlechten Zensur liege daran, daß gerade diese Schüler fast nie dem Gottesdienst beigewohnt hätten. Er habe deshalb beim Erzbischof in Freiburg angefragt, wie er sich in solchem Fall verhalten solle, und die Weisung erhalten, solchen Schülern so lange die Note „ungenügend“ zu erteilen, bis sie auch in der Kirche wieder regelmäßig erschienen. — Hierauf erwiderte ich, die Zeugnisse seien in diesem Falle ungültig; ich würde sie nicht unterschreiben und den Schülern aushändigen. Denn in den Schulzeugnissen handle es sich unter der Rubrik „Leistungen“ nur um die Kenntnisse, welche die Schüler im Unterricht bewiesen hätten. Wenn sie freilich in ihrem übrigen Verhalten ihren kirchlichen Pflichten nicht genügt hätten, so wäre ich jederzeit bereit gewesen, ihnen das bemerklich zu machen und den Übelstand durch freundliche Zureden zu beseitigen. Jedenfalls verbäte ich mir entschieden, daß die Kurie sich Eingriffe in Angelegenheiten erlaube, die in meinen Geschäftskreis gehörten. Die drei ließ ich mir dann auf mein Zimmer kommen und fragte sie, ob ihre Eltern ihnen erlauben würden, aus der katholischen Kirche auszutreten. Alle verneinten das. Nun machte ich sie

darauf aufmerksam, daß sie bei solcher Lage der Dinge doch auch den Schein vermeiden müßten, als sei ihnen die Teilnahme am Gottesdienst widerwärtig. Sie möchten also recht bald sich wieder in der Kirche sehen lassen. Das versprachen sie mir und haben ihr Wort auch gehalten. In den Zeugnissen aber ersetzte nun der Herr Kaplan das Wort „ungenügend“ durch „sehr gut“. Doch hatte ich ihm auch entschieden erklärt, daß in ähnlichen Fällen die Eltern der Schüler zu bestimmen hätten, ob und wie oft ihre Söhne in die Kirche gehen sollten. In dem vorliegenden Falle war ich allerdings ganz sicher gewesen, daß die Väter meine Einwirkung auf ihre Söhne billigten. Auch durfte ich mich nach wie vor der Überzeugung hingeben, daß ich in allen meinen Bestrebungen der Billigung meiner vorgesetzten Behörden gewiß sein durfte, sowohl der Direktoren des Oberschulrats als der dem Unterrichtswesen vorgesetzten Minister. Besonders hat mich die langjährige Amtstätigkeit des Ministers Noff, der übrigens vorher schon den Oberschulrat geleitet hatte, zu herzlichstem Danke verpflichtet. Er war Katholik, aber in seinen religiösen Anschauungen durchweg so frei und klarblickend, als ich es irgend wünschen konnte, und wenn es galt, den idealen Aufgaben der humanistischen Bildung neue Wege zu öffnen, so fehlte es bei ihm nie an ruhiger und ausharrender Unterstützung. Gerade dieses Gebiet erfreute sich seiner unermüdlichen Teilnahme um so mehr, als sein eigener Vater in Freiburg sich früher als Direktor des dortigen Gymnasiums allgemeiner Achtung und Liebe erfreut hatte.

Wenn aber in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts im ganzen Schulwesen eine gewisse Freudigkeit

herrschte, die dann auch, soweit ich es übersehen konnte, auf die Schuljugend einwirkte, so war der letzte Grund derselbe, der die gesunde und segensreiche Entwicklung unsres gesamten Staatslebens verbürgte, nämlich die edle und segensreiche Teilnahme unsres Landesfürsten an allen Bestrebungen, die auf die Förderung von Kunst und Wissenschaft gerichtet waren. Mir aber erwuchs aus dem Umstande, daß nun auch im Hause unsres Großherzogs zwei Söhne und eine Tochter heranwuchsen, dadurch eine Erweiterung meiner Lehrtätigkeit, daß ich erst zum griechischen Unterricht der obersten Klasse in der für den Erbgroßherzog gestifteten Friedrichsschule herangezogen wurde, später dann auch diese Stunden ebendort erhielt, als der jüngere Prinz Ludwig Wilhelm seine Gymnasialstudien beendete. Aber auch zu der Prinzessin Viktoria kam ich in eine nähere Beziehung, als ich, einer Aufforderung der fürstlichen Eltern folgend, dieser und einer ihrer Freundinnen an zwei Wochentagen Vorträge über unsere neuere deutsche Literatur hielt. Hierbei hatte ich die Ehre, daß bisweilen auch die Großherzogin Luise anwesend war. Anlaß dazu bot eine Anfrage, die ich mir erlaubt hatte, in besonderer Audienz der hohen Frau vorzulegen. Ich hatte nämlich früher, als ich an einem Lehrinstitut für Töchter ebenfalls den Gegenstand behandelte, eine neue Erfahrung gemacht. Als ich mit den Werken Goethes, die wesentlich durch seine italienische Reise ihren Abschluß erlangten, abgeschlossen hatte, forderte ich meine Zuhörerinnen auf, vor dem nächsten Vortrage den ersten Teil des Faust bis zur Hexenküche für sich zu lesen. Als ich dann nach Hause gehen wollte, hielt mich die Vorsteherin des Instituts noch auf und machte mich darauf

aufmerksam, daß doch wohl einige Eltern meiner Schülerinnen Bedenken tragen würden, Goethes Faust den jungen Mädchen in die Hände zu geben. Darauf erbot ich mich, die nächsten Vorträge in besonderen Abendstunden nur vor denjenigen zu halten, die derartige Besorgnisse nicht teilten. Als das bekannt gemacht wurde, hatte ich die Genugthuung, daß nicht nur alle sonstigen Zuhörerinnen erschienen waren, sondern auch mehrere der Mütter sich Erlaubnis erbeten hatten, dabei anwesend zu sein. Alles das erzählte ich nun Ihrer Kgl. Hoheit und bat um ihre Entscheidung, wie ich mich nunmehr verhalten solle; ich sei bereit mich durchaus ihren Wünschen zu fügen. Sie erwiderte dann: „Sie halten mich wohl für eine besonders ängstliche Mutter? Aber Sie werden auch zugeben, daß ich in einer ganz eigenartigen Lage bei solchen Anlässen bin. Ich vertraue aber darauf, daß Sie bei den bevorstehenden Vorträgen alles beiseite lassen werden, was Anstoß erregen könnte.“ Damit wurde ich entlassen. Als ich nun an einem der nächsten Tage zur gewohnten Stunde erschien, war auch die hohe Frau in unserm Zimmer anwesend und blieb es in den nächsten Wochen, während ich die Haupthandlung der Goetheschen Dichtung besprach und zugleich einzelne Stellen vorlas, über manche Szene allerdings auch etwas kürzer hinwegging. Als ich aber den II. Teil beendet hatte, lud mich ein vor der Thür stehender Diener ein, ihm noch in das Zimmer Ihrer Kgl. Hoheit zu folgen. Dort sagte sie mir in freundlichster Weise, sie habe bisher doch noch nie so als bei meinen Vorträgen empfunden, welche Fülle erhabener Poesie im Faust enthalten sei, und ich bedankte mich mit vollem Herzen für das mir geschenkte Vertrauen.

Aber auch der Großherzog, von dem ich in den nächsten Tagen zu einer kleinen Hofgesellschaft eingeladen wurde, sprach mir in huldvollsten Worten aus, daß ich seiner Gattin eine große Freude gemacht hätte. So waren denn meine Beziehungen zu unserm Hofe so gut und freundlich, als ich es irgend wünschen konnte. Etwas später fand sich eine andre Gelegenheit, wo ich der hohen Frau widersprechen mußte. Sie klagte mir, daß der täglichen Schularbeiten für ihren jüngeren Sohn in der Friedrichschule zu viele seien; ich aber erwiderte, weniger als wir Lehrer von den Schülern verlangten, könne unmöglich von ihnen gefordert werden. Da sagte sie lächelnd: „Wenn Sie das behaupten, dann muß ich mich geirrt haben und nehme meine Klage zurück.“ Die weitere Folge solcher Unterredungen war aber stets, daß mir zunehmende Freundlichkeit erwiesen wurde.

Ähnlichen Ausgang hatten Vorfälle, die sich im Gymnasium ereigneten. Die Söhne der Brüder unsers Landesvaters wurden unsrer Anstalt übergeben und sowohl der Prinz Max, des Prinzen Wilhelm Sohn, als der Graf v. Rhena, der des Prinzen Karl, wurden meine Schüler im Gymnasium. Da wurde mir eines Tages, als meine Klasse Turnstunde hatte, gemeldet, Prinz Max sei zu Boden gefallen, habe sich verwundet und sei nach Hause gebracht worden. Sofort untersuchte ich den Vorgang und erfuhr, der Prinz habe, während die übrigen an andern Geräten übten, mit dem jungen Hohenlohe, dem ebenfalls dem Gymnasium zugewiesenen Sohn des (dem Hofe nahe verwandten) Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, auf eigne Hand an einem seitwärts stehenden Barren geturnt, nach-

dem dies vom Turnlehrer ausdrücklich verboten worden war. Dabei seien die beiden jungen Herren zu Fall gekommen, und der Stiefel des Primaners Hohenlohe habe die Verwundung auf der Backe des Prinzen veranlaßt. Bald darauf erhielt ich einen Brief des Prinzen Wilhelm, worin dieser sich darüber beschwerte, daß es an der erforderlichen Aufsicht in der Turnhalle zu fehlen scheine, wenn solche Unfälle vorkommen könnten. Umgehend antwortete ich, indem ich dem Prinzen das Ergebnis meiner Untersuchung mitteilte und den Turnlehrer in Schutz nahm, da dieser durch das von ihm erlassene Verbot den ihm obliegenden Pflichten völlig genügt habe und die Schuld lediglich den beiden jungen Prinzen selbst zur Last falle. Am Tage darauf erschien Prinz Wilhelm persönlich bei mir und bat, indem er meiner Beurteilung der Sache rückhaltlos beitrug, um Entschuldigung wegen seines Briefes. Auch von ihm und seiner Gemahlin habe ich später die größte Freundlichkeit erfahren. Die beiden Oberprimaner aber gehörten zu den besten Schülern und haben nachher ein recht gutes Zeugnis der Reise erhalten. Glücklicherweise hatte auch die Verwundung des Prinzen keinerlei üble Nachwehen. Dem jungen Prinzen Ludwig Wilhelm war leider nur eine kurze Lebenszeit zugemessen; ihn raffte schon im April 1888, nur wenige Wochen nach dem Tode Kaiser Wilhelms I., eine Lungenentzündung hin.

Es hatte sich inzwischen am Gymnasium mancherlei verändert. Einerseits war es ein großer Segen für die Anstalt, daß mir bei eintretendem Lehrerwechsel infolge von Versetzung oder Todesfällen eine nicht geringe Zahl wirklich vortrefflicher Lehrer zugewiesen wurde, mit denen ich in

nähere persönliche Verbindung gesetzt, auch eine durchgehende Einigung über die höchsten Ziele aller humanistischen Bildung und die zweckmäßigsten Mittel, um sie annähernd zu erreichen, herbeiführen konnte. Allein je mehr die Schülerzahl anwuchs (sie stand schon in den neunziger Jahren auf 600 und etwas mehr), um so mehr Lehrkräfte brauchten wir. Andererseits hinderte mich auch mein Rechtsgefühl daran, den Kollegen im Lande ihre besten Gehilfen zu entziehen. Wenn nun aber der Fall eintrat, daß an den andern Gymnasien die Stelle des Direktors frei wurde, so mußte ich oft genug auf diejenigen Mitglieder meines Lehrerkollegiums verzichten, die mir am nächsten standen und das Beste leisteten. Freilich kamen nun ihre Kenntnisse und ihre Lehrgabe andern Schulen zugute, für die ich ja als Mitglied des Oberschulrats ebenfalls verantwortlich war, zumal unter den Direktoren und Professoren eine größere Anzahl war, die früher meine Amtsgenossen gewesen waren und dann an den Gesichtspunkten festhielten, über die wir uns dereinst verständigt hatten. Dazu trugen denn auch die etwa aller drei Jahre nach Karlsruhe berufenen Direktorenkonferenzen das ihrige bei.

Ein Übelstand aber war die unaufhaltsam wachsende Schülerzahl, die später in mehr als einer Klasse eine Teilung in drei Parallelklassen nötig machte. Dazu reichten die im Gymnasium vorhandenen Schulzimmer nicht mehr aus, und so wurde auf dem geräumigen Schulhofe ein zweistöckiges, dem Hauptgebäude paralleles Haus erbaut. Darin wurde die Bibliothek, ein Klassenzimmer, die Wohnung des einen der beiden Schuldiener und unter dem Erdgeschoß ein größerer gewölbter Raum für den im Schuljahr 1895/96

eingeführten Handarbeitsunterricht untergebracht. Dadurch wurden wir dem Nothelf entzogen, ein oder zwei der Parallelklassen in das benachbarte Seminar zu verlegen, bis die dafür verwendeten Zimmer für die Seminarschule notwendig wurden.

Das hat dann im Schuljahr 1903/04 dazu geführt, daß meine Dienstwohnung auch in Klassenräume verwandelt und für mich ein der Anstalt gegenüberliegendes zweistöckiges Gebäude gemietet wurde. Die stets wachsende Schülerzahl, deren Zunahme dem Wachstum unsrer Stadt entsprach, steigerte natürlich auch die Zahl meiner Amtsgeschäfte. Unterstützt wurde ich nicht nur durch meine Amtsgenossen, sondern auch in erfreulichster Weise von den Universitätslehrern, die uns durch ihre Seminare, aber auch durch erfolgreiche persönliche Einwirkung unsre jungen Lehrer sehr viel gründlicher und zweckmäßiger vorbildeten, als es früher geschehen war. Aber auch mir erwuchs aus einem näheren persönlichen Verkehr mit Männern wie Köchly, Ribbeck, Bachsmut, Rhode, Crusius und Dieterich die lebendigste Anregung und Unterstützung. Den mathematischen Unterricht förderten ebenfalls Besichtigungen, erst die des Professors Schell von der polytechnischen Hochschule in Karlsruhe, später erfolgte eine solche durch Professor Lüroth in Freiburg.

An festlichen Unterbrechungen der Schularbeit fehlte es nicht. Den Geburtstag des Kaisers feierten wir durch eine Aufführung von Aeschylus' Persern nach Köchlys Übersetzung in der Festhalle. Dann wiederholten wir sie in einem dazu eingerichteten Saale des Großherzogl. Schlosses auf Wunsch unsres Landesherrn. In den späteren Jahren sind dann auch Aufführungen von Sophokles' Aias, Philoktet

und Oedipus gefolgt. Die Chöre wurden dabei von einzelnen gesprochen, oder mit leiser musikalischer Begleitung, die, aus älteren Opern und Oratorien von einem musikalisch gebildeten Kollegen geschöpft, eine dem Inhalt entsprechende Stimmung erzeugten, ohne doch das Verständnis der gerade in den Chorliedern sich offenbarenden erhabensten Poesie zu hindern. Am 25. Oktober 1890 feierten wir in der Aula den 90. Geburtstag des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke, wobei ich eine Ansprache an die versammelten Schüler hielt. Im Jahre 1892 wurde das vierzigjährige Jubiläum der Regierung unsres Großherzogs durch eine Schulfeier und Veröffentlichung eines von mir verfaßten „Beitrags zur Geschichte der badischen Gymnasien seit vierzig Jahren“ begangen, der dann dem Programm als Beilage zugefügt wurde.

Mit dem Beginn des Schuljahrs 1895/96 wurde vom Ministerium eine neue Einrichtung durch Einsetzung eines besonderen Beirats für die Gymnasien durchgeführt. Derselbe hatte einen der höchstgestellten Beamten zu seinem Vorsitzenden, außerdem gehörten dazu der Prälat der evangelischen Kirche, aber auch der Oberbürgermeister unsrer Stadt und außer dem Direktor ein Mitglied des Lehrerkollegiums, das von der Konferenz dazu erwählt wurde. Zu den Befugnissen dieser neuen Behörde gehörte einmal die Abgabe eines Gutachtens auf die in jedem Schuljahr eingelaufenen Anträge von Eltern auf Befreiung ihrer Söhne vom Schulgeld. Außerdem wurden besonders ernste Disziplinarfälle, wo es sich um Entfernung eines Schülers von der Anstalt handelte, oder wenn im Hause besondere Anschaffungen und Reparaturen nötig wurden, ebenfalls dem Beirat vorgelegt,

und wenn dieser den Beschlüssen der Lehrerkonferenz nicht beitrug, so behielt sich der Oberschulrat die endgültige Entscheidung vor. Mir war es erwünscht, daß dadurch eine Vermittlung zwischen der Anstalt und den Eltern ihrer Zöglinge hergestellt wurde, und die Verbindung, die auf diese Weise mit einer Anzahl besonnener und zugleich umsichtiger und wohlwollender Freunde des Gymnasiums herbeigeführt wurde, hat mich wiederholt zu herzlichem Danke verpflichtet.

Im Jahre 1886 hatte ich eine ähnliche Aufgabe zu lösen, als die war, die meine Amtsführung in Hamm eröffnet hatte. Schon unter der segensreichen Regierung Karl Friedrichs war am Geburtstage des Landesherrn, am 22. November 1786, zugleich der Tag gefeiert worden, an dem vor 200 Jahren das gymnasium illustre in Durlach gegründet worden war. Denn dies war früher die Residenz der badischen Fürsten gewesen, und erst 1724 wurde auch das Gymnasium in die eben erst neugebaute Stadt Karlsruhe verlegt. Nun sollte die 300jährige Wiederkehr dieses Tages festlich begangen werden, und zwar nicht mehr in der zu kleinen Aula, sondern in der städtischen Festhalle, welche der Magistrat uns mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt hatte. So ließ sich mit der Geburtstagsfeier der Anstalt die Erinnerung an einen Fürsten verbinden, dem das gesamte Schulwesen und besonders auch die humanistische Jugendbildung außerordentlich viel verdankt hatte, der sogar wiederholt das Gymnasium besuchte und dem Unterricht zuhörte. Die Einladung zu der Feier erfolgte durch eine besondere Festschrift, die einen Überblick über die Geschichte des Gymnasiums und einen Aufsatz des Professors Heinrich Funck „über den Rheinländischen Haus-

freund und Johann Peter Hebel“ enthielt, der 1806 bis 1818 Direktor des Lyzeums gewesen war, aber auch nachher noch zehn Jahre lang einige Stunden beibehalten hatte.

Am 9. Mai 1905, dem hundertjährigen Todestag Schillers, wurde eine Gedächtnisfeier in der Aula abgehalten. Wenige Tage später sprach der Großherzog den Wunsch aus, daß die Feier, zu der wir die Eltern unsrer Schüler nicht hatten einladen können, weil die Aula nicht den erforderlichen Raum bot, im Schlosse wiederholt werde. Das geschah am 17. Mai und unser Landesvater mit seiner Gemahlin erfreuten unsre Jugend, indem sie sich alle beim Redeaßt Mitwirkenden vorführen und diesen dann eine Schrift mit Abbildungen aus der Schillerzeit einhändigen ließen. Die Kommission der Fichtestiftung stellte darauf als Aufgabe eine Festrede über den Freundschaftsbund zwischen Schiller und Goethe.

Am Fest der fünfzigjährigen Regierung des Großherzogs 1906 beteiligte sich das Gymnasium durch Überreichung einer Festschrift, die dann von mir dem Fürsten überreicht und als Beilage des Programms ausgegeben wurde. Am letzten September wurde in unsrer Aula eine öffentliche Gedächtnisfeier für Bismarck gehalten und zugleich an die Schüler unsrer obern Klassen eine Anzahl von Exemplaren der von D. v. d. Pfordten auf Bismarck gehaltenen Gedächtnisrede im Auftrage des Großherzogs verteilt. Als aber der hohe Herr am 9. September 1906 seinen achtzigsten Geburtstag erlebte, hatte er selbst angeordnet, daß dieser erst zugleich mit seiner goldenen Hochzeit am 19. und 20. September gefeiert werden solle. In einem Festakt am 18. September hielt ich dann eine Ansprache an die Schüler

und es wurden nun eine Reihe patriotischer Gedichte von Schülern aller Klassen vorgetragen. Ein Choral begann, der Chor aus Händels Judas Makkabäus: „Seht, er kommt mit Preis gekrönt“ beschloß die Feier. An sämtliche Schüler aber wurden 700 Exemplare des vom Professor Ferdinand Keller gemalten Bildnisses unsers Fürstenpaares verteilt. Dieses nahm dann auch lebhaften Anteil an den Studienreisen, die etwa alle drei Jahre veranstaltet werden, indem ungefähr 20 junge Philologen aller badischen Gymnasien auf Staatskosten unter Führung des Professors der Archäologie Dr. v. Duhn nach Italien, Sizilien, Nordafrika, oder Griechenland und Kleinasien befördert werden, während den Neuphilologen zu längerem Aufenthalt in Frankreich oder England Urlaub und Unterstützung gewährt wird. In den Pfingstferien dagegen wurde den Schülern der oberen Klassen, welche Lust hatten, dereinst in den Dienst der Flotte zu treten, durch eine Reise nach Kiel unter Führung eines Lehrers Gelegenheit geboten, sich dort eine Anschauung des Seedienstes zu schaffen und zugleich durch die von Offizieren bereitwillig erteilten Belehrungen über die Aufgaben und Pflichten ihres späteren Berufes eine deutliche Vorstellung zu erwerben.

Unterstützt wurde ich durch die lebendige Teilnahme, die meine Frau für alles hatte, was mich innerlich beschäftigte; sie war auch meine Helferin bei der Gedichtsammlung und den Lesebüchern, zugleich aber auch eine sehr sorgsame und verständige Mutter ihrer Kinder. Diese machten ihren Eltern, wie das ja auch allgemeines Menschenlos ist, viel Freude; aber auch an Sorgen fehlte es nicht. Im Jahre 1859 wurde mir nach zwei Töchtern der älteste Sohn ge-

boren. Im gleichen Jahr aber raffte der Typhus meinen Vater hin. Etwas später machte uns die dritte Tochter schweren Kummer durch ein auf der einen Backe mit auf die Welt gebrachtes Muttermal, und sie hat für ihr ganzes späteres Leben, trotz einer von dem damals ersten Berliner Chirurgen Dr. Langenbeck vollzogenen Operation schmerzhafteste Nachwehen davongetragen. Übrigens gelang es, die Zukunft meiner Kinder einigermaßen zu sichern. Die Töchter fanden Gatten, mit denen sie einen selbständigen Hausstand begründen konnten. Aber auch darin hatte die dritte das schwerste Schicksal, daß ihr Gatte, der Archäologe Furtwängler, ihr und ihren vier Kindern schon mit 54 Lebensjahren entrisen wurde, als er in Aegina graben ließ. Er hat in Athen ein Denkmal erhalten.

Für unsre eigne Gesundheit kamen dem Schulmann seine Ferien zugute. Dieselben währten Ostern zwei, Pfingsten eine, August und September sechs Wochen. Eine Reihe von Jahren habe ich mich acht Tage vor dem Ostersonntag nach Baden-Baden begeben und dort alte Freunde wiedergesehen und neue Bekanntschaften gemacht. Unter den ersteren war Otto Ribbeck, solange dieser der Heidelberger Universität angehörte; aber auch Ernst Curtius und Hermann Grimm fanden sich des Vormittags oder Abends zu harmloser Unterhaltung ein. Als Grimm uns nahte, die wir nachmittags in einem Kaffeegarten an der Lichtentaler Allee saßen, war ihm Ribbeck entgegengegangen, und wir sahen, wie beide eine Weile miteinander sprachen. Dann erfolgten die erforderlichen Vorstellungen. Als aber Grimm uns wieder verlassen hatte, erfuhr ich, daß er mich erst für Mommsen gehalten und deshalb geögert hatte näher zu kommen —

eine Verwechslung, die mir einige Jahre später sogar in Rom zuteil geworden ist und wohl durch Farbe und Länge meiner Haare zu erklären war. Am folgenden Tage begegnete ich Grimm wieder, und da erklärte er mir, warum ihn sein Irrtum einigermaßen stutzig gemacht habe und weshalb ihm eine Begegnung mit dem großen Gelehrten unerfreulich gewesen wäre, der sich in nicht gerade verbindlicher Weise über ihn geäußert hatte. („Wenn mich Mommsen auffordert, auf seinem Sofa Platz zu nehmen, so habe ich zu befürchten, daß er in dieses vorher Nadeln mit der Spitze nach oben gesteckt hat“.) Später gesellten sich zu den sehr willkommenen Gästen in Baden, die wir von Karlsruhe aus besuchten, noch Frau Clara Schumann mit ihren Töchtern. Sie besaß in Lichtental ein Haus. Aber auch Brahms, der früher schon in Biegelhausen bei Heidelberg gewohnt hatte, fand sich in den Sommermonaten ein und bezog eine auf einer Anhöhe gelegene Wohnung in Lichtental, ebenso Joachim und der Cellist Hausmann, so daß dann vollendet schöne Quartettmusik zu hören war; von Brahms wurde uns manches Neue, das er in den letzten Jahren komponiert hatte, vorgeführt. Mein persönliches Verhältnis zu ihm wurde zu einer aufrichtigen und herzlichen Freundschaft. Denn auch meiner Frau trat er mit warmem Vertrauen und großer Liebenswürdigkeit entgegen.

Aber auch in unserm Hause und im Verkehr mit unsern Freunden in Karlsruhe fehlte es nicht an geistiger und gemüthlicher Anregung. Mit dem damaligen Direktor unserer Gemäldegalerie Karl Friedrich Lessing war ich schon auf einer früheren Reise in Düsseldorf bekannt geworden. Sein

Haus war an allen Tagen, wo Theater gespielt wurde, vor Beginn der Aufführung Freunden und Bekannten geöffnet und das bot erwünschte Gelegenheit, mit so manchen der hier wohnhaften Künstler bekannt zu werden. So kamen wir namentlich auch mit dem Maler Gude und seiner liebenswürdigen Gattin, später mit dem Ehepaar Rießstahl in freundlichen Verkehr. Mit Frau Lessing machte mich schon wenige Monate nach meinem Dienstantritt eine Schlittenpartie bekannt, die nach einem kräftigen Schneefall von den Malern veranstaltet war. Man erwies mir die Ehre mich zu ihrem Partner zu machen, und wir eröffneten einen langen Zug, der sich auf der nach Durlach führenden Landstraße bewegte und in einer Wirtshaus am Rande der Nachbarstadt Kaffeestation machte. Aber auch unsre Freude an guter Musik brachte uns in freundliches Verhältnis zu denen, die auf diesem Gebiete die Leitung hatten. Das war besonders Levi, der eine Kapellmeister des Hoforchesters, der neben seinem Amt auch die Übungen eines philharmonischen Dilettantenvereins leitete und unsre Freude über Brahms' neugeschaffne Werke teilte. Ihm befreundet war der Photograph und Kupferstecher Allgaier, der sich dann durch sein Werk über Anselm Feuerbach verdient gemacht hat. Große Anziehungskraft aber übte auch das Hoftheater unter seinem Generaldirektor Eduard Devrient. Auch von ihm und seiner liebenswürdigen Frau Therese wurden wir freundlich aufgenommen. Es währte nicht lange, so erhielt ich von ihm eine Aufforderung, einem unter seiner Leitung stehenden wissenschaftlichen Verein beizutreten, wo allwöchentlich an einem Wochentage abends Vorträge gehalten wurden. Dadurch wurde ich alsbald mit einer nicht geringen Zahl

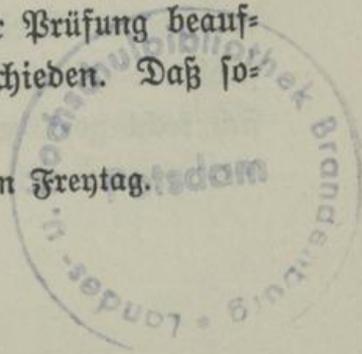
von Männern bekannt, die für alle Aufgaben deutschen Geisteslebens lebendige Teilnahme und Verständnis hatten. Daß auch eine nicht geringe Zahl von hervorragenden Naturforschern dem Vereine angehörte, war ganz besonders erwünscht. Im Lauf der Jahre hat sich das allerdings geändert; da bildeten die Künstler, die Freunde des Altertums und die Naturforscher eigne Vereine, vielleicht zum Vorteil der verschiedenen Wissenschaften; anderseits war es zu bedauern, daß damit die Gelegenheit fortfiel, sich mit hochgebildeten Männern aus allen Kreisen der Gesellschaft über die wichtigsten Fragen des menschlichen Strebens auszusprechen und zu unterrichten. Uns freilich fehlte es nicht an einem Umgange, der uns mit einer ganzen Reihe bedeutender Menschen in Verkehr brachte und mir die nachhaltigsten Anregungen bot. Ein wesentlicher Anteil daran, daß sich so viele geistig hervorragende Frauen und Männer in meinem Hause wohl fühlten, gebührte meiner Gattin. Denn sie wußte jeden zu fesseln, der sich mit ihr unterhielt, und ebensowenig fehlte es ihr an Geistesgegenwart. Noch im alten Lyzeum hatten wir die Freude, zum Abendbesuche zwei damals noch in Heidelberg wirkende berühmte Männer, Helmholtz und Zeller, bewirten zu dürfen. Kurz ehe diese kamen, begegnete es dem Mädchen, das den Tisch gedeckt hatte, daß sie eine beiseite gestellte brennende Petroleumlampe umstieß, so daß sich alsbald die brennende Flüssigkeit über den Boden ergoß und die größte Gefahr für das die Tafel deckende Tischtuch entstand. Meine Frau eilte sofort der ratlosen Dienerin zur Hülfe, ergriff eine eben gefüllte Wasserflasche und es gelang ihr die Flamme zu löschen. In dem Augenblicke, wo dies erreicht war, traten die beiden

Gäste ins Zimmer und hätten das eben Vorgefallene, wäre es ihnen auch nicht erzählt worden, an dem noch spürbaren Geruche merken können. Wie so oft, wirkte dies harmlose Ereignis günstig auf die Stimmung unsres kleinen Kreises, den dann ein muntres und anregendes Gespräch belebte. Auch Gustav Freytag haben wir in jenen ersten Jahren meiner früheren Karlsruher Amtstätigkeit, wenn auch nur bei einem einzigen Besuche, kennen gelernt, den er bei einer Durchreise der Witwe seines Freundes Mathy machte. Auch ihm war bei früheren Besuchen klar geworden, daß in unserm kleinen Land seit dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich auf den verschiedensten Gebieten sich ein erfolgreiches Emporstreben spüren ließ. Dazu gehörte auch das Theater in Karlsruhe. Ihm hat Freytag bereits 1870 in den damals von ihm redigierten „Grenzboten“ einen eignen Aufsatz gewidmet. Er sagt darin, er habe jedesmal, wenn er nach Karlsruhe kam (als Freund Mathys kam er ziemlich häufig), das Theater mit Vergnügen und Nutzen besucht.

Immerhin war es damals etwas Neues, daß zur Leitung eines Hoftheaters ein nicht adlicher Mann, der aber dafür als Sachverständiger das Bühnenwesen gründlich kannte, berufen wurde. Anlaß dazu bot der damalige Zustand der hiesigen Bühne. Bereits 1847 hatte ein entsetzlicher Brand das frühere Gebäude zerstört und man behalf sich dann mit Einrichtung einer Art von Bühne in der Drangerie. Nachdem die besten Mitglieder des Schauspielpersonals anderweit ein Unterkommen gefunden, begann nun Eduard Devrient die Arbeit einer gründlichen Umgestaltung, die in mehr als einer Hinsicht als musterhaft

bezeichnet werden kann. Das von Hübsch gebaute neue Haus ließ sich ja nicht mehr ändern. Es war von vornherein sowohl für Schauspiel als Oper bestimmt und deshalb für das erstere etwas zu groß. „Der Zuschauerraum geht über den Umfang hinaus, welcher für feine Wirkungen des Schauspiels wünschenswert ist, und hat den besonderen akustischen Mangel, daß er ein schnelles Redemaß fast nur an einer einzigen Stelle der Bühne gestattet“¹⁾. Alle diese Mängel erschwerten dem neuen Direktor seine Arbeit sehr; aber er hatte aus eigener Praxis wenigstens ein Verständnis für die Mittel, die einigermaßen Abhilfe schaffen konnten. Vor allem galt es in höherem Grade als bisher den Besuchern des Theaters rege Teilnahme für das wahrhaft Wertvolle zu erwecken. Zu diesem Zwecke machte er es sich zum Grundsatz, in jedem Jahr etwa zehn bis zwölf Stücke von Shakespeare, ebensoviel klassische Werke der deutschen Literatur und zehn neu erschienene Dichtungen zur Aufführung zu bringen. Man kann darüber streiten, ob da nicht Shakespeare ein gar zu großes Übergewicht erlangt hat. Jedenfalls war die Folge, daß manche seiner Dramen auf dieser Bühne vorgeführt wurden, die man damals anderweit schwerlich zu sehen bekam (z. B. die Komödie der Irrungen, Viel Lärm um nichts, Richard II., Wie es euch gefällt u. a. Später hat Puttitz auch noch Cymbeline hinzugefügt.) In bezug auf Auswahl unter den jedesmal eingegangenen Neuigkeiten wurden die sachverständigsten Mitglieder des Schauspielpersonals mit der Prüfung beauftragt und nach deren Beurteilung dann entschieden. Daß so-

¹⁾ Aus dem oben angegebenen Aufsatz von Freytag.



wohl hierdurch als durch die weitere Durchführung jener Grundsätze den ausübenden Künstlern keine geringe Anstrengung zugemutet wurde, ist unbestreitbar, andererseits aber wurde dadurch ein sehr lobenswerter Ehrgeiz erzeugt, und die Leistungen der Schauspieler und Sänger waren durchaus achtbar, mehrere derselben hätten jeder deutschen Bühne Ehre gemacht. Die aus der äußeren Ausstattung der Dekorationen und der Kostüme erwachsenden Kosten durften allerdings ein bescheidenes Maß nicht überschreiten. Auch konnten Aufführungen, die lebhaften Beifall fanden, nicht mehr als zwei- oder dreimal wiederholt werden, die Zahl der Zuschauer war für mehr allzu gering. Dafür blieben dann aber auch die willkürlichen Zugaben des an größeren Bühnen sich ausbildenden Virtuositums fort, die im 5. Band von Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst eine ebenso gründliche als mustergültige Beurteilung erfahren haben. Im großen und ganzen darf jedenfalls behauptet werden, daß unser Karlsruher Theater unter seiner Leitung eine sehr hervorragende Stellung einnahm, die es dann, als Devrient 1872 zurückgetreten war, unter Putzig' und Bürcklins Direktion zu behaupten mußte. Mir erwuchs aus einem nicht eben regelmäßigen, aber doch nie lange unterbrochenen Theaterbesuch die erfreulichste Anregung.

Dasselbe kann ich über die Eindrücke sagen, die wir von musikalischen Werken, sei es im Konzert, sei es im Hause, empfangen. Meine Frau war eine sehr gewandte und feinfühlende Klavierspielerin und unser Kapellmeister Levi setzte sich recht gern zu ihr, um ihr aus vierhändiger Bearbeitung ein neues musikalisches Werk bekannt zu machen, oder sich

an einem bekannten noch einmal zu erfreuen. Im Vordergrund standen für seine amtliche Thätigkeit begreiflicherweise die Opern von R. Wagner. Auch auf diesem Gebiete entsprach Devrients Verhalten ganz den vornehmen Grundsätzen, die ihn in der Behandlung der gesprochenen Schauspiele leiteten. Man konnte in Karlsruhe außer den Gluckschen Iphigenien auch die Alceste, Armida und den Orpheus hören, von Mozart wurden sechs Opern aufgeführt, der Figaro mit den ursprünglich für ihn komponierten Rezitativen — und gerade diese Oper, unter den komischen doch wohl noch immer ein unerreichtes Muster, war damals in Karlsruhe so zur Geltung gebracht, wie auf keiner andern deutschen Bühne; dafür sorgte der ebenso feine wie galante Graf Almaviva des Kammerjägers Hauser und seine vortrefflich eingeschulten Kollegen und Kolleginnen. Ebenso war fast jede Vorführung des Fidelio tadellos. Devrient aber verband mit der Pietät für die Schöpfungen der früheren Meister ein volles Verständnis für die Bedeutung der von Wagner eingeschlagenen Richtung. Damals, als wir noch nicht lange in Karlsruhe wohnten, wurden gerade die Meisterfinger einstudiert; und Levi ließ es an Fleiß nicht fehlen; 89 Proben soll er abgehalten haben. Dann war aber auch die erste Aufführung ein Ereignis, das aus vielen Nachbarstädten, selbst aus Stuttgart, Basel und Straßburg, auswärtige Zuschauer herbeilockte. Nun hatten wir uns einem geselligen Kreise von Musikfreunden angeschlossen, der sich nach jeder besondere Teilnahme erweckenden Aufführung im Gasthause zum Erbprinzen zusammensand, um sich über den eben empfangenen Eindruck auszusprechen. Zu der Darstellung der Meisterfinger,

die freilich an Länge weit über die sonst übliche Dauer anderer Aufführungen hinausging, war auch mein alter Freund Wilhelm Lübke, damals Professor der Kunstgeschichte in Stuttgart, erschienen, und nun entstand ein sehr lebhafter Streit über die Berechtigung der von Wagner immer bestimmter eingeschlagenen neuen Richtung. Gerade Lübke erklärte sich ganz entschieden gegen sie, während Levi dafür eintrat, aber doch zugab, daß es auch in den neuen Musikdramen sehr ermüdende Längen gebe. Diese herauszuschaffen werde, solange Wagner lebe, nicht möglich sein, geschähe es aber nach seinem Tode, so würden die Opern noch viel mächtiger wirken. Später freilich ist Levi schon dadurch, daß er 1873 eine Berufung nach München annahm und dann in persönliche Berührung mit Wagner kam, einer der entschiedensten Verfechter der neuen Richtung geworden, während Lübke auf seiner ablehnenden Stellung verharrte.

Levis Abschied aber wurde durch ein besondres Konzert gefeiert, zu dem sich außer Brahms auch Frau Klara Schumann einfand. Es kamen dabei die von ihrem Gatten in Musik gesetzten Gesänge aus dem Faust zur Aufführung und Stockhausen trug mit vollendeter Kunst die Verse des Doktor Marianus vor. Nach dem Konzert versammelten wir uns dann im Erbprinzen, und als die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft Lust zum Tanzen ergriff, setzte sich Frau Schumann mit Brahms ans Klavier und sie spielten aus dem Gedächtnis vierhändig Tänze von Johann Strauß.

Wir erhielten dann wieder einen sehr tüchtigen Leiter unsers Hoforchesters in Otto Dessoff, dem es auch gelang, den philharmonischen Chor fest zusammenzuhalten und der

mit seiner Frau den Kreis unsrer Freunde vergrößerte. Leider behielten wir ihn nur wenige Jahre, denn er nahm die Stelle eines Operndirigenten in Frankfurt an, während wir aus Wien durch seine Vermittlung den hochbegabten Mottl erhielten. Der philharmonische Verein löste sich bald auf, denn den Herrn Kapellmeister verdroß es mit Recht, daß die männlichen Mitglieder in den Übungsstunden gar zu unpünktlich erschienen. So hat denn Karlsruhe ein volles Jahrzehnt lang eines geübten gemischten Chores entbehren müssen. Erst neuerdings gelang es dem Musikdirektor der Hofkirche, Max Brauer, durch Stiftung des Bachvereins einem recht fühlbaren Bedürfnis abzuhelpfen.

Unser persönlicher Verkehr erweiterte sich auch bald dadurch, daß ich mit J. B. Scheffel in nähere Beziehungen kam, weil dieser seinen Sohn auf unser Gymnasium brachte, der dann 1885 nach bestandener Reifeprüfung die Anstalt wieder verließ. Bei dem Vater habe ich manche fröhliche Stunde zugebracht, aber er war auch öfter am Abend unser Gast. So erinnere ich mich, daß er uns einmal davon erzählte, wie er mit seinem Freunde, dem Maler Anselm Feuerbach, eine Reise nach Italien gemacht habe. Der Großherzog hatte nämlich den jungen Künstler beauftragt, von Tizians Assunta eine Kopie für die hiesige Gemäldegalerie anzufertigen. Denn Feuerbachs hohe Bedeutung wurde damals nur von recht wenigen erkannt, zu denen Scheffel gehörte, während die meist der Düsseldorfer Schule angehörigen Mitglieder der Karlsruher Kunstschule die Genialität des ihnen mindestens gleichstehenden jungen Mannes noch nicht anerkannten.

Auf jener Reise nach Benedig hielten sie sich auch einige

Zeit lang am Tobliner See auf, und Feuerbach fuhr mit seinem Malgerät und dem bereits begonnenen Gemälde morgens auf einem Kahn an eine für ihn besonders gut beleuchtete Stelle des andern Ufers. Nicht lange währte es, so erzählte sich das Volk, die heilige Jungfrau sei über den See gewandelt. Das ist ein recht einleuchtendes Beispiel für die Art, wie Mythen entstehen. Feuerbach aber hat noch manches Jahr gebraucht, ehe ihm die längst verdiente Anerkennung wurde, und er hat sie überhaupt nicht gefunden, so lange er lebte. Jetzt aber sieht man in unsrer Gemäldegalerie nicht nur mehrere seiner köstlichsten Werke, z. B. den Dante mit den edeln Frauen von Ravenna, vor allem aber das ursprüngliche Gastmahl des Agathon (Berlin erhielt später eine etwas lebhafter gefärbte Bearbeitung), und in demselben Saale hängen die Bildnisse von Lessing und Feuerbach friedlich nebeneinander. Des letzteren Mutter habe ich später in Ansbach aufgesucht, wo sie noch 1880 lebte. Mich führte eine Dienstreise in den nordöstlichen Bezirk unsers Landes, und ich verband damit auch einen Besuch in Rothenburg a. d. Tauber, der mich in hohem Grade befriedigte. Inzwischen hatte auch Brahms seine Komposition der Schillerschen Märie an die Mutter des 1880 gestorbenen Künstlers gesandt, wie er denn ein aufrichtiger Verehrer des großen Malers gewesen und ihm auch als er in Lichtental wohnte, persönlich bekannt geworden war. Die Witwe Feuerbach empfing mich mit wohlthuender Freundlichkeit, und ich habe den Eindruck einer tiefempfindenden und hochgebildeten Frau in meiner Erinnerung bewahrt.

In Karlsruhe aber gestaltete sich das Verhältnis zu meinem Lehrerkollegium immer freundlicher. Der Mangel

an badischen Philologen zwang dazu, auch aus andern deutschen Ländern tüchtige Männer zu berufen, von denen gewiß keiner diese Versetzung bereut hat, und mehrere von diesen gehörten zu den hervorragendsten Mitgliedern der Lehrerkollegien. Mit einer nicht geringen Zahl meiner Amtsgenossen verband mich herzliche Freundschaft. Freilich war es nicht zu vermeiden, daß ich stets genötigt war, aus dem Kreise meines Lehrerkollegiums die bedeutendsten herzugeben, wenn an den übrigen Gymnasien die Besetzung der Direktorstelle nötig war oder zwingende Rücksichten die Abberufung eines meiner Kollegen an eine andere Anstalt geboten. Damit war aber doch auch der Vorteil verbunden, daß auch dort die Gesichtspunkte festgehalten wurden, die im Karlsruher Lehrerkollegium entscheidenden Einfluß gewonnen hatten.

Einen Vorzug hat unser Stand vor den meisten andern. Wir haben zu bestimmten Zeiten Ferien, die allerdings für den Schulmann auch deshalb wünschenswert sind, weil seine amtliche Tätigkeit, wenn er seine Aufgaben ernst nimmt und ununterbrochen für seine eigene Fortbildung sorgt, ihm eine nicht geringe Last täglicher Arbeit auferlegt. Dazu kommt denn nun, daß einem bewährten Pädagogen, wenn er zugleich ein glückliches Familienleben führt, auswärtige Eltern gerne ihre eignen Söhne anvertrauen, wo dann oft genug den Pensionären auch einige Nachhülfe geleistet werden muß. Zugleich fehlte es nicht an Gelegenheit für meine Amtsgenossen und mich, auch neben dem Hauptamt noch an andern Anstalten Unterricht oder Vorträge zu übernehmen. Die Besoldungen waren ja im Lande verhältnismäßig recht bescheiden und sind erst in der allerletzten Zeit den im

preußischen Staat herrschenden Sätzen einigermaßen gleich gemacht worden, so daß so manchem meiner Kollegen einiger Nebenverdienst höchst erwünscht sein mußte. Ganz konnte auch ich mich derartigen Beschäftigungen nicht entziehen und habe an der unsrer Großherzogin gehörigen Viktoriaschule mehrere Jahrzehnte jungen Mädchen, die der höheren Töchterchule entwachsen waren, über die neuere deutsche Literatur zweimal wöchentlich Vorträge gehalten; indem ich jedesmal mit einer kurzen Wiederholung des zuletzt behandelten begann und mich dabei überzeugte, wie lebendig mir der Verneifer meiner Zuhörerinnen entgegen kam.

Gegenüber so mühevoller Arbeit, die noch durch meine täglich eine bis zwei Stunden fordernde Amtstätigkeit auf dem Oberschulrat vermehrt wurde, boten nun alljährlich die Ferienreisen willkommene Erholung. Längst lockte mich das Hochgebirge weit mehr an als das Meer, und nun war ich ja den Alpen viel näher gekommen und in unserm Lande bot auch der Schwarzwald reichliche Gelegenheit zu einer wohlthuenden Sommerfrische. Dazu kamen dann die Gesichtspunkte, welche die Herren Ärzte betonten. Meiner Frau war ein für allemal eine Erholung in hoher Bergluft, namentlich im Engadin, angeraten.

So ergab sich, daß ich auch die kürzeren Pfingstferien zu kleineren Wanderungen oder Ausflügen benutzte, in den sechs Wochen der Sommerferien aber einen längeren Aufenthalt erst mit meiner Frau im Berner Oberland, und zwar am Thuner See in Aschi oder in Grindelwald wählte, während die noch nicht erwachsenen Kinder der Obhut der Schwiegermutter oder der in Konstanz wohnenden zweiten Tochter übergeben wurden. Als deren Mann Landgerichts-

rat in Konstanz geworden war, wählte meine Frau öfter diese Zeit zu einem Besuche am Bodensee, der auch zu sehr lohnenden Fahrten in die deutsche oder Schweizer Umgebung Anlaß gab. — Daran knüpften sich für uns auch allerlei persönliche Bekanntschaften. Auf meinen Pfingstreisen war von 1877 bis 1887 Curt Wachsmuth stets mein Begleiter. Mit ihm habe ich verschiedene Alpengegenden, den Bregenzer Wald, das Engadin, das obere Rheintal, die Grimsel, Neuchâtel und die Ufer des Genfer Sees durchwandert.

Längeren Aufenthalt nahm ich dann während der großen Ferien in der Schweiz; in den ersten Jahren ging ich mit meiner Frau nach Ätschi am Thuner See, dann nach Grindelwald in die Pension des Fräulein Kupferschmidt. Hier wurde ich mit dem Pfarrer des Dorfes näher bekannt; er lud mich auch ein, ihn zu einem Gottesdienst für die Senner und Sennerinnen auf einem hochgelegenen Aussichtspunkte zu begleiten. Es war schon ein wundervoller Gang, der uns empor führte; immer mächtiger traten die Riesen des Berner Oberlandes vor unsre Blicke, aber zugleich sahen wir die Bewohner der ringsum liegenden Alpen in ihrer Sonntagstracht von allen Seiten herannahen. Dann lagerten wir uns alle auf dem etwas nach vorn abfallenden Rasen, es wurden einige Choralverse von helltönenden Stimmen gesungen und der Geistliche, für den ein sehr einfaches Pult errichtet war, während er selbst mit schwarzem Rock bekleidet war, hielt nun eine Predigt, die uns alle um so tiefer ergriff und erbaute, als der Eindruck der überwältigend erhabnen Natur seine Worte aufs wirksamste unterstützte. Dann ging es in vertraulichem Gespräche bergab

und auf der großen Scheidegg erfrischten wir uns mit Speise und Trank. Der hochgebildete Pfarrer machte mich auch mit einem hervorragenden Theologen, dem Professor Biedermann in Zürich, bekannt und ich habe, nachdem wir schon von Grindelwald aus bis an den Rand der Gletscher zusammen gestiegen waren, später eine sehr lohnende mehrtägige Gebirgswanderung mit dem geistvollen Manne gemacht und war auch in seinem Hause von seiner lebenswürdigen Frau und Tochter freundlich aufgenommen worden. Aber auch die Gesellschaft, die sich bei Fräulein Kupferschmidt zusammensand, bot mancherlei Anregung. Eines Vormittags spielte meine Frau im Salon auf dem Klavier ein Lied von Brahms, den Grafen Falkenstein, da sang plötzlich im Nebenzimmer ein kurz zuvor eingetroffener Herr mit wohlklingendem Bass die Singstimme, und daraus entwickelte sich dann mit dem Maler A. v. Werner und seiner lebenswürdigen Frau ein freundlicher Verkehr. Da sich später noch einige Singstimmen dazu fanden, haben wir dann die schönen Liebeswalzer von Brahms mit vierhändiger Klavierbegleitung den übrigen Gästen vorsühren können. Unter diesen erschien auch eines Tages Dr. Kundt, Professor der Physik damals in Straßburg, in späteren Jahren Helmholtz' Nachfolger in Berlin. Er hatte vor seiner Ankunft im Wirtshause des Dorfes Spiez ein Abenteuer bestanden. Auf den Tisch, an dem er sich in der Gaststube niedergelassen, legte ein gleichzeitig eingetroffener Engländer oder Amerikaner seine Beine, um sich's auf der Bank bequem zu machen. Das verbat sich der Professor, aber der Flegel berief sich darauf, daß in der freien Schweiz jeder sich benehmen könne, wie es ihm beliebt. Als nun

jener mit starker Stimme den andern aufforderte, sich anständiger zu betragen, sprang dieser herab, zog den Rock aus und ballte die Fäuste zum Boxen. Sofort aber warf auch Kundt seinen Rock ab und zeigte dem Gegner ein Paar so kräftige Arme, daß der andre Angst bekam, aus der Thür lief und sich nicht weiter sehen ließ. Später wurden meiner Frau die Bäder in St. Moritz vom Arzte empfohlen, nachdem wir bereits früher zusammen einige Sommerwochen in dem damals noch zweistöckigen Hause „Zum weißen Kreuz“ zugebracht hatten. Der Besitzer Enderlin war zugleich Lehrer und konnte dann in seinen Ferien auch Gäste bei sich beherbergen, hielt sich übrigens auch ein Pferd, auf dem meine Frau manchmal weitere Wege gemacht hat. Es war eine treffliche und freundliche Familie, die uns hier bekannt wurde, namentlich Enderlins Frau war liebenswürdig und zartfühlend. Meine Wanderungen führten mich auch auf den Piz Languard, wohin mich übrigens meine Gattin begleitete. Als ihr aber der letzte Aufstieg allzubeschwerlich wurde, suchte sie sich einen bequemeren Sitzplatz aus, wo ich sie dann nach einiger Zeit wieder abholte, nachdem sie allerlei gemüthliche Ereignisse in einer Murmeltierfamilie behaglich beobachtet hatte. Außerdem aber haben wir auch eine Gletscherwanderung über die Diavolezza gemacht, geleitet von Colani, einem damals hochangesehenen Bergführer, der sich mit einer Art ritterlicher Höflichkeit an allen schwierigen Stellen meiner Frau annahm, der er, damit sie nicht ausgleite, vorher dicke wollne Strümpfe über ihre Bergschuhe gezogen hatte. — In einem späteren Jahre habe ich dann auch in einem der höchstgelegenen Gasthäuser des Engadin, im Bernina-

hause, während mehrerer Wochen ein Zimmer genommen, und da war der Bankier Wilhelm Hohenemser aus Frankfurt a. M. ein willkommener Reisegefährte. Als ich aber einmal mit Wachsmuth schon Pfingsten ins Engadin wanderte, gerieten wir in tiefen Schnee, durch den übrigens alsbald mit Hilfe eines großen Pfluges ein gangbarer Fahr- und Fußweg hergestellt wurde.

Auch noch andere für mich wichtige Bekanntschaften hat mir das Engadin verschafft. Als meine Frau einmal im Dorf St. Moriz ein Quartier gemietet hatte, erschien bei ihr ein Wandrer aus Samaden, der sich mit den Worten einführte: „Ich bin der Auerbach“. Dort lernte auch ich ihn kennen, als ich etwas später eintraf, und er hat uns dann auch in Karlsruhe besucht, wo er sich einmal längere Zeit aufhielt. Es war gerade das Jahr 1879, wo wir unsre silberne Hochzeit feierten, und er schenkte uns dazu die neue Folge seiner „Deutschen Abende“ mit der Inschrift: „Dem goethe-reifen Jubelpaare Gustav und Anna Wendt. Zum 14. Oktober 1879. Ein Freundesgedenken von Berthold Auerbach.“ Später hat er noch einmal längeren Aufenthalt in unsrer Stadt genommen und es schien ihm auch damals der Verkehr in unserm Hause behaglich zu sein. Es ist ja auch kein Zweifel, daß seine Dorfgeschichten mit vollem Recht wegen ihrer Lebenswahrheit und Gemühtiefe beliebt waren und einen erfreulichen Gegensatz zu den meisten Erzeugnissen des jungen Deutschlands bildeten.

Außerdem aber entsprang aus diesem Aufenthalt meiner Frau im Engadin noch ein andres persönliches Verhältnis, das uns für unser ganzes späteres Leben eine Quelle reichen Segens geworden ist. Gleichzeitig mit ihr war der Gattin

von Paul Heyse der Gebrauch der Bäder von St. Moritz ärztlich verordnet worden, und so waren beide miteinander in freundlichen Verkehr gekommen. Als dann Heyse brieflich mit mir in Verbindung trat und mich einlud, ihn bald in München aufzusuchen, fand sich kurz darauf Gelegenheit dieser Aufforderung zu entsprechen. Denn ich war nicht nur als Mitglied der Reichsschulkommission mit zwei bayerischen Schulmännern bekannt geworden, mit Christ und Arnold; mein Schwiegersohn Furtwängler war einem Ruf an die Universität München gefolgt und hatte sich dort in Schwabing ein Haus gekauft. Die Besuche bei Heyse aber lockten mich ganz besonders, und diese Freundschaft ist für mich stets eine Freude und Stütze geblieben. Je älter ich geworden bin, je mehr hat sich in mir die Überzeugung befestigt, daß er im Gebiete der Literatur doch der eigentliche Meister für erzählende Prosa und Poesie ist. Dazu macht ihn nicht nur seine Herrschaft über unsre Sprache, die er ja auch in einer großen Zahl von Übersetzungen aus dem Italienischen und Englischen bewiesen hat; auch unter seinen dramatischen Werken sind nicht wenige, die gerechten Anspruch auf allgemeine Anerkennung haben, jedenfalls viel mehr, als ihnen die öffentliche Meinung bisher zuerkannt hat. Alle seine Werke legen zugleich Zeugnis dafür ab, welcher Reichtum an gründlicher Menschenkenntnis und warmer Menschenliebe in ihrem Schöpfer lebendig ist. Auch gehört Heyse zu denen, die mich dazu ermutigten, diese Erinnerungen niederzuschreiben.

Außer ihm aber war es besonders Johannes Brahms, mit dem mich nach wie vor die das Schulamt unterbrechenden längeren Ferien zusammenführten. Wiederholt be-

suchen konnte ich ihn in Biegelhausen-Heidelberg, wo er sich eingemietet hatte, dann aber auch in Lichtental bei Baden. In den achtziger Jahren folgte ich dann seiner Aufforderung, meine Sommerfrische einmal in Thun zu nehmen. Dort im Freienhof erhielt ich ein sehr behagliches Zimmer mit dem Blick über den See auf die Berge des Berner Oberlandes. Zugleich bot der schattige Garten Ruheplätze für den Aufenthalt im Freien. Brahms wohnte am linken Ufer, gerade dem Hause gegenüber, das einst Heinrich von Kleist bewohnt hat. Längs des Seeufers konnte man in leidlicher Höhe schöne Waldspaziergänge machen. Bei meinem ersten Besuche dort fand sich auch Gelegenheit, ein Schweizer Schwingfest bei Wimmis zu besuchen; besonderen Eindruck hat uns das nicht gemacht. Übrigens aber bot Thun für größere und kleinere Wanderungen reichen Anlaß. Die Seedampfer, die bis Interlaken fahren, legen neben dem Garten des Seehofs an. Das Dorf Merligen, unterhalb Lautenberg am Ostufer gelegen, beherbergte im Sommer die Familie von Josef Viktor Widmann, der ja auch zu Brahms' treuesten Freunden gehörte und mich damals aufs freundlichste in seinen Familienkreis aufnahm. Aber auch mit den Wiener Schriftstellern, die in den Zeitungen oder in eignen Schriften für den Komponisten in Wien eintraten, der damals auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens stand, mit Max Kalbeck und Eduard Hanslick wurde ich in Thun bekannt und befreundet. Auf dem Abendberge bei Interlaken konnte ich den von der Universität her mir nahestehenden Freund, den Historiker Hermann Baumgarten besuchen, der erst an das Polytechnikum in Karlsruhe, seit 1872 an die neubegründete Universität Straßburg

berufen worden war. So bot mir der viermal wiederholte Aufenthalt in Thun körperliche Erholung und geistige Anregung. Denn der sich mir immer hingebender anschließende Freund hielt nicht nur sein Versprechen, er wolle mir, wenn ich ihm dort Gesellschaft leiste, vorspielen, soviel ich wünschte, sondern es fehlte auch nicht an ernstern Gegenständen, über die wir uns aussprachen und einigten. Es war auf einem Spaziergang nach Schloß Schadau, dessen Park an Sonntagen jedem Besucher offen stand, wo er mich über seine Freundschaft mit Joachim eingehend unterrichtete. Aber auch über seine eigne Vergangenheit hat mir Brahms vertrauliche Mitteilungen gemacht. Es hat ihn doch tief geschmerzt, daß seine Vaterstadt Hamburg, an der er mit ganzem Herzen hing, in den Jahren, wo er sich noch einen eignen Hausstand gründen konnte, nichts für ihn gethan hat, obschon die von ihm veröffentlichten Werke seine Bedeutung längst erwiesen hatten. Zugleich aber habe ich ihn, je näher ich ihm trat, immer nur höher schätzen gelernt.

Gerade so dachte meine Frau und an jeder neuen Komposition des Freundes haben wir uns am Klavier oder in den Aufführungen erfreut und erbaut.

Im Jahre 1886 machte uns mein Schwiegervater Dohrn die Freude, daß er uns 1886 die Mittel zu einer Reise nach Italien zur Verfügung stellte, zu der mir der Minister einen Urlaub von Ostern bis Pfingsten bewilligte. Wir sind damals über den Gotthard nach Mailand gefahren, haben dort kürzere Rast gemacht und sind etwa zwei Wochen in Florenz geblieben. Hier fanden wir freundlichen Empfang bei dem Bildhauer Adolf Hildebrand, dem uns schon brieflich Wachsmut, sein Ver-

wandter, empfohlen hatte. Hildebrand erbat sich die Erlaubnis, die Büste meiner Frau zu modellieren. Diese ist ihm trefflich gelungen, und Abgüsse derselben haben meine Kinder erhalten. Ich aber suchte den großen Künstler noch in viel späteren Jahren, wenn er während des Sommers nach München übersiedelt war, dort auf, und bin stets sein aufrichtiger Verehrer geblieben.

Dann reisten wir nach Neapel, wo der jüngste Bruder meiner Frau das Aquarium gegründet hat, an dem auch junge Lehrer, die dazu Urlaub und die erforderliche Geldunterstützung erhalten haben, ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse ergänzen können. Die dem Meere ziemlich nahe liegende Wohnung bot uns Unterkommen und mein Schwager unterstützte uns mit seinem Räte. Hier waren es dann weniger die Kunstsammlungen, obschon das dortige Museum namentlich eine ganze Reihe der schönsten Bronzewerke enthält; vor allem lockte uns die wunderschöne Umgebung zu Ausflügen, zunächst über den Golf nach Sorrent, von dort dann zu Schiff nach Capri und Ischia. Ein andermal durchwanderten wir die Straßen von Pompeji und verzehrten ein in der Tasche mitgenommenes Frühstück auf den Marmorstufen eines der bei Pästum stehenden prachtvollen Tempel, oder gingen von Salerno nach Amalfi, das uns durch seine landschaftliche Schönheit entzückte. Alles dies wurde uns dadurch möglich gemacht, daß uns mein Schwager einen kleinen zur Station gehörenden Dampfer zur Verfügung stellte.

Auf der Rückreise mieteten wir uns für einige Wochen in Rom ein. Wir haben uns hier auf täglichen Wanderungen mit der Lage der Stadt, ihren sieben Hügeln,

ihren stolzen Kirchen und zahlreichen Palästen so genau bekannt gemacht, daß ich noch heute mich getrauen würde, ohne Führer die wichtigsten Sehenswürdigkeiten wieder aufzufinden. Die Aussicht, die man vor der Peterskirche hat, vor allem aber der Rundblick, den das Janiculum gewährt und manch anderer Punkt, der wundervolle Bilder vor die Augen führt, alles dies ist in seiner Art unvergleichlich und wirkte auf uns beide gar mächtig. Dazu kam nun, daß uns auf unsrer Reise zugleich der italienische Frühling in seiner ganzen Herrlichkeit empfing. Zu bedauern hatten wir allerdings, daß uns diese Freude nicht schon mehrere Jahrzehnte früher gegönnt worden war. Jetzt beide in den fünfziger Jahren unsers Alters stehend, mußten wir doch auf so manche allzusehr anstrengende Wanderung verzichten, z. B. auf einen Besuch in Tivoli, wie vorher schon auf eine Besteigung des Vesuv. Entschädigung dafür gewährten nun die vielen Kunstsammlungen, in denen die köstlichsten Werke der Malerei und Bildhauerkunst aufbewahrt werden. Mir trat auch hier wieder der innere Zusammenhang vor die Seele, der unsre gesamte Geistesbildung mit dem klassischen Altertum verknüpft. Unsre Rückreise machten wir dann auf einem musterhaft ausgestatteten italienischen Dampfer und lernten schließlich das schöne Genua kennen.

So dankten wir dieser Reise eine reiche Fülle von Belehrung und Anregung.

Aber nur wenige Jahre vergingen, dann traf mich das schwerste Schicksal meines Lebens. Die bis dahin alljährlich angewandten Kuren hatten eine Krankheit meiner Frau nur hinhalten, nicht beseitigen können. Im Jahre 1892 am 1. November starb sie an einem unerwartet schnell er-

folgten Herzschlag. Dieser Verlust hat mich viel schwerer getroffen, als irgendeine andre Fügung meines ganzen Lebens. Zwar gelang es mir nach Ablauf der Trauertage wieder die Pflichten meines Berufes zu erfüllen. Aber nach Beginn des folgenden Jahres erkrankte ich an einer Lungenentzündung. Nun übernahm meine jüngste Tochter die Führung des Haushalts, bis auch diese sich 1898 verheiratete. Dann zog meine jüngste Schwester, die als Klavierlehrerin am Berliner Luisenstift angestellt gewesen war, nach Karlsruhe und teilte bis zum Ende meiner amtlichen Tätigkeit meine Wohnung.

In diesen späteren Jahren dauerte der Verkehr mit Johannes Brahms fort. Eine Unterbrechung war dadurch eingetreten, daß er, nachdem er Thun aufgegeben, einige Jahre nach Würzzuschlag am Semmering gegangen war, das für mich gar zu weit lag. Während dieser Zeit aber habe ich ihn einmal in Weiningen aufgesucht. Durch Bülow war er mit dem Herzog von Sachsen-Weiningen und dessen feingebildeter und liebenswürdiger Gemahlin, der Freifrau von Heldburg, bekannt geworden. Bülow selbst war ja bereits aus einem Anhänger Wagners zu einem begeisterten Verehrer meines Freundes Brahms geworden, und gerade dies hatte den Herzog wesentlich bestimmt, ihn an seinen Hof zu ziehen. Leiter des dortigen Orchesters war er freilich damals nicht mehr, sondern Steinbach, einer der trefflichsten Dirigenten in ganz Deutschland, der nun Brahms' symphonische Werke zu voller Wirkung zu bringen wußte. Er hat später mit seiner Kapelle auch einmal ein Konzert in Karlsruhe gegeben und dort wenige Wochen, nachdem Brahms' dritte F-dur-Symphonie in einem Abonnementskonzert das

Publikum völlig kalt gelassen hatte, durch eben dieselbe einen geradezu rauschenden Beifall entfesselt. Der Komponist aber wohnte in Meiningen in schön ausgestatteten Zimmern des herzoglichen Schlosses. Aber auch sein Gastgeber hat sich in freundlichster Weise an die Beziehungen erinnert, die mich bereits in meiner Universitätszeit in Bonn mit ihm, dem damaligen Erbprinzen, bekannt gemacht hatten. Ebenso kam mir die Freifrau von Heldburg in liebenswürdigster Weise entgegen. Bei jenem Musikfest war der Herzog, wohl wegen seines Gehörleidens, nicht anwesend; erst als nach Brahms' Tode das von Adolf Hildebrand ausgeführte Denkmal des Entschlafenen enthüllt wurde, hat er mich herzlich begrüßt.

Regelmäßig wurde mein Verkehr mit Brahms in den Sommer- und Herbstferien, als er für diese Jahreszeit sich eine Wohnung in Ischl gewählt hatte, während er in den vorangehenden Monaten wiederholt mit Widmann Reisen durch die Schweiz, aber auch nach Italien und Sizilien gemacht hatte, über die ja W. in sehr anziehenden Büchern berichtet hat. Brahms lud mich nun ein, ebenfalls nach Ischl zu kommen. Es traf sich gut, daß auch Kalbeck mit seiner Frau sich diese Sommerfrische erwählt hatte. Sie wohnten in Reitersdorf, einem eine halbe Stunde von Ischl entfernten, auf dem rechten Traunufer gelegenen Dorfe im dortigen Gasthof. In einem an diesen angrenzenden Hause war bei dem Besitzer eines Fiakers, namens Kreuzer, ein freundlich gelegenes Zimmer für einen sehr mäßigen Preis zu vermieten, das erlas ich mir und ich hatte es nicht zu bereuen. Denn mein Wirt war ein ehrlicher Biedermann, den ich, je näher ich ihn kennen lernte, immer nur lieber gewann.

Auch hatte er ein allerliebstes Töchterchen von etwa zwölf Jahren, die das ihr übertragene Geschäft, mich zu bedienen und mein Zimmer in Ordnung zu halten, mit der größten Freundlichkeit und Anmut besorgte. An ihr fand sehr bald auch Brahms ein ganz besonderes Wohlgefallen. Denn es gehörte zu den liebenswürdigsten Eigenschaften seines Wesens, daß er, wo er auch weilte, die Kinder an sich zu fesseln wußte. Er trug immer harmlose Süßigkeiten in seiner Tasche, die er an die liebe Jugend verteilte, mit der er dann auch allerlei Späße trieb und lustige Gespräche führte. Das war mir schon in Thun aufgefallen, die Kinder im Salzkammergut aber waren erheblich liebenswürdiger als die der Schweiz. Sehr bald gewann ich den Eindruck, daß der diese Gegenden bewohnende Menschenschlag sich durch große Freundlichkeit und Biederkeit auszeichnet. Es fiel mir sofort auf, wie sorgsam die Kutscher der vielen Fuhrwerke, denen man auf den Fahrstraßen begegnete, jede Belästigung der Fußgänger durch Ausweichen zu vermeiden wußten. Als ich einmal bei meiner Heimkehr vom Nachmittagskaffee von einem Gewitter überrascht wurde, fuhr ein hinter mir kommender Einspanner rascher zu, hielt an und lud mich ein in die geschlossene Kutsche einzusteigen. Das tat ich alsbald und nach einem Viertelstündchen setzte er mich, ohne daß ich naß geworden, vor meiner Wohnung ab. Natürlich wollte ich ihm das sonst übliche Geld für die Fahrt zahlen. Er aber nahm keinen Heller und sagte: „Ich habe Sie ja zum Einsteigen aufgefordert; das kann ich mir doch nicht bezahlen lassen.“ Ebenso anständig benahm sich mein Wirt. Im nächsten Jahr blieben ihm zwei an mein Zimmer stoßende Stuben leer, weil sich keine Mieter

fanden. Ohne ein Wort zu sagen, wurde eines derselben von meiner kleinen Dienerin und einer Gehülfin zum Schlafzimmer, ein andres zum Lesezimmer eingerichtet, so daß ich über eine ganz stattliche Wohnung verfügte. Mein Anerbieten, dafür auch einen höheren Mietzins zu entrichten, wurde vom Wirt entschieden abgelehnt, da es ja nicht meine Schuld sei, wenn seine Zimmer leer geblieben wären. Später wurde es anders. Eine größere Familie mietete das ganze obere Stockwerk, und Brahms übernahm es dann, mir im Städtchen bei freundlichen Leuten ein Zimmer zu suchen. Auch fehlte es nicht an gemüthlichem Verkehr. So erschien von Wien der Bibliothekar des dortigen Vereins der Musikfreunde, Mandyczewski, regelmäßig wohnte dort die Familie Eibenschütz; die Tochter Ilona war eine ausgezeichnete Klavierspielerin und wußte auch einen Geigen- und Cellospieler heranzuziehen, so daß ich hier manches schöne Duo oder Trio hören konnte. Aber auch Johann Strauß besaß in Ischl ein eignes Haus, und ich bin ihm und seiner liebenswürdigen Frau von Brahms vorgestellt worden. Da der Kaiser sein dortiges Palais im Sommer bezog, war auch für recht gute Theateraufführungen gesorgt, besonders der Komiker Girardi hat wiederholt zu unsrer Erheiterung beigetragen. Als die Fledermaus gespielt wurde, kam auch Brahms mit, und ich lernte nun dieses Werk des Walzerkomponisten richtig würdigen. Gesehen hatte ich es allerdings schon, als ich von Thun aus Widmann einmal in Bern besuchte. Aber das Theater auf dem Schänzli hatte kein Orchester, und wir mußten mit einer Klavierbegleitung vorlieb nehmen. So hatte ich denn erst in Ischl den wahren Genuß dieses

Meisterstücks. Aber auch sonst danke ich dem dortigen Theater manchen munteren Abend. Die Hauptsache freilich blieben die ungewöhnlich zahlreichen Spaziergänge, die man nach allen Seiten von Ischl aus unternehmen kann. Gerade für mich, dem sein Alter die höheren Kletterwanderungen in den Alpen verbot, war die Umgegend der kleinen Stadt, namentlich die schattigen Salinenwege, die immer dem Flußbette in einer gewissen Höhe parallel gehn und die schönsten Ausblicke auf die tiefer liegenden Landschaften eröffnen, ohne durch steilen Auf- oder Abstieg zu ermüden, höchlich willkommen und die zahlreichen leicht erreichbaren, von Bergen umgebenen Seen bieten eine große Fülle der köstlichsten Bilder. Da bin ich denn meist halbe, öfter auch ganze Tage lang umhergewandert. Manchmal begleitete mich Brahms, sonst fand sich auch bald andre freundliche Gesellschaft. So kam ich denn auch wieder nach Goisern und suchte dort das Haus auf, wo mich vier Jahrzehnte früher als Gastwirt der inzwischen (1884) gestorbene Konrad Deubler aufnahm. Damals aber erfuhr ich noch die Hauptsachen über des Mannes späteres Leben und konnte mich überzeugen, daß dem mutigen Kämpfer für Geistesfreiheit in seiner Heimat ein treues Gedächtnis bewahrt wurde.¹⁾

Mit meinem Freunde Brahms besprach ich keineswegs bloß musikalische Werke. Sein Urteil war überall klar und wohlbegründet. Ganz unzweifelhaft stand es für ihn fest, daß seit Beethovens Tod unter den Komponisten

¹⁾ Siehe darüber genaueren Bericht in Julius Duboc „Reben und Ranken“. Halle, Geseenius, 1879.

Schubert die genialste Begabung gehabt habe und unser größter Liederkomponist sei. Leider habe er kein hohes Alter erreicht und auch Schumann, dem ebenfalls eine glückliche Erfindung wohlklingender Melodien gegeben war, sei ja uns allen und namentlich seiner ausgezeichneten und auch ihm nahe befreundeten Frau viel zu früh entrissen. Er erzählte mir eingehend, wie er dieser in jenen schweren Tagen beigestanden, als sie den Kranken in Emdenich einem Sanatorium übergeben mußte, bis er nach einem vergeblichen Versuch, seinem Leben ein Ende zu machen, am 29. Juli 1856 gestorben war. Damals sei er, Brahms, zu der trauernden Frau und ihren Töchtern gereist. Denn die hätten eines männlichen Beistandes bedurft, weil pietistische Geistliche sie in zudringlicher Weise damit zu trösten suchten, daß so schweres Schicksal doch auch eine von Gott verhängte Wohltat für sie sei, da sie die Vergänglichkeit alles Irdischen zum Bewußtsein bringe und dadurch auf die Ewigkeit des himmlischen Lebens hinweise. So unnatürlichen und in der damaligen Stimmung der armen Frauen geradezu empörenden Betrachtungen sei er mit gutem Erfolg entgegengetreten.

Über die noch lebenden Komponisten sprach Brahms nur selten, und zwar lobte er, was irgend zu loben war, nicht bloß an Goldmark, Raff, sondern auch an Millöcker und vor allem an Wagner, dessen Partituren er, soweit er ihrer habhaft werden konnte, ganz gründlich studierte. Er hat mich wiederholt zu bestimmen gesucht, dem im Gebiet der Oper neue Bahnen erschließenden Meister eine wärmere Anerkennung zu widmen, als mir möglich war. Je älter ich wurde, desto weniger vermochte mich das unablässige Spiel mit Leitmotiven und die Anwendung aller Mittel,

die auf das große Publikum im Theater eine sichere Wirkung üben, zu fesseln, während ich zugebe, daß ihm mehr als einmal starke dramatische Effekte gelungen sind. Trotzdem ist es mir in den letzten Jahrzehnten meines Lebens geradezu unmöglich geworden, die großen Wagnerschen Opern bis zu Ende zu sehen und zu hören, und ich kann in dem allerdings hochbegabten Komponisten nur einen der letzten Vertreter der Romantik sehen. In diesem Punkte stimmte ich ganz dem Urtheile von Widmann, Hanslick und Kalbeck bei. Meine Studien aber wandte ich im höheren Alter der Beschäftigung mit unsrer deutscher Literatur, außerdem namentlich den griechischen Klassikern zu.

Aber auch auf diesen Gebieten erfreute mich die lebendige Teilnahme, die Brahms z. B. den Tragödien des Sophokles zugewandt hatte. Die alte Donnersche Übersetzung stand in seinem Bücherschrank, und als ich nun ein schon in Hamm begonnenes Unternehmen fortführte, dem Aias die sechs anderen Dramen des Dichters folgen ließ und das ganze Buch meinem Freunde widmete, war ich geradezu überrascht von der Wärme und Herzlichkeit, mit der er sich schriftlich bedankte. So haben wir denn auch in unsern mündlichen Unterredungen unsre Urtheile über die neuesten Produkte vaterländischer Dichter ausgetauscht. Daß es ihm auch hier nicht an tiefem und feinsinnigem Verständnis fehlte, beweist schon die Auswahl der Texte, die er in Musik gesetzt hat.¹⁾ Daß er für die Reize der Romantik nicht unempfänglich war, zeigen bereits die Magelonenlieder; auch einige von Eichendorff. Daneben sind aber

¹⁾ Sie sind dann nach des Komponisten Tode von Dphüls im Verlag von Simrock zusammen herausgegeben worden.

doch auch Platen und Rückert nicht vergessen, von Lebenden schien ihm Paul Heyse am höchsten zu stehn. Zugleich aber zeigte sich, welch klares Verständniß er für echte Volkslieder hatte, in seiner Bibliothek stand sogar Nikolais „Kleiner und feyner Almanach“. Andererseits beweisen einige der größeren Werke seine eingehende Beschäftigung mit der Bibel.

Mir aber sind die bis 1896 alljährlich wiederkehrenden Besuche von Ischl in freundlicher und dankbarer Erinnerung geblieben. Einmal konnte ich damit auch einen mehrtägigen Aufenthalt in Berchtesgaden verbinden, wohin mich Prinz Karl, der jüngere Bruder unsers Großherzogs, eingeladen hatte, als ich seinen Sohn, den Grafen von Rhena, ins Gymnasium aufgenommen hatte, von dem er dann nach neunjährigem Besuch der Anstalt mit sehr gutem Zeugnis zur Universität abging. Damals lernte ich dann auch auf weiteren Spaziergängen den Königsee und die ihn umgebenden Berge kennen. Als ich dann aber Anfang August 1896 bei Brahms ins Zimmer trat, empfing er mich mit den Worten: „Diesmal kommen Sie zu einem kranken Mann“, und teilte mir mit, daß seine Leber nach dem Urtheil des Arztes nicht in Ordnung sei. Damit hing auch die gelbliche Farbe seiner Haut zusammen. Sein Vater sei, fügte er hinzu, an einem ähnlichen Leiden gestorben; bei ihm aber wäre vielleicht ein großer Ärger schuld gewesen, daß ihm Galle ins Blut gekommen sei. Denn als er in den letzten Tagen des Juli die Nachricht vom Tode der Frau Klara Schumann erhalten und sich sofort aufgemacht habe, um noch zur Bestattung rechtzeitig anzukommen, sei er in Attnang in einen nach Wien abgehenden Wagen ge-

raten, habe dann in einen späteren Zug steigen müssen und sei infolgedessen erst nach dem Begräbnis in Bonn eingetroffen. Das habe ihn aufs allertiefste verstimmt. Wie groß die seinem Leben drohende Gefahr war, hat er damals schwerlich schon erkannt. Von den vier herrlichen geistlichen Liedern wenigstens, die allerdings zu seinen allerletzten Werken gehören, ist jedenfalls nachgewiesen, daß sie schon vor dieser Erkrankung von ihm vollendet waren. Gewidmet sind sie dem Maler und Bildhauer Max Klinger, den ja Brahms' Lieder und Gesänge zu seinen bekannten schönen Zeichnungen begeistert hatten.¹⁾ Damals, 1896, hat eine ärztliche Untersuchung über den ernstesten Charakter seiner Krankheit keinen Zweifel gelassen, ihm aber wurde das aus naheliegendem Grunde nicht eröffnet. Wohl aber schickte ihn sein Arzt noch nach Karlsbad. Anfang Oktober schrieb er mir: „Ich bin gestern von Karlsbad zurückgekommen — durchaus unverändert. Angenehm ist das nicht, aber eigentlich zu klagen habe ich ja nicht.“ So machte sich sein Leiden mehr in einer Ermattung aller Kräfte als in eigentlichem Schmerz fühlbar. Seine Freunde in Wien merkten das wohl, und es war namentlich Herr v. Miller zu Michholz, der ihm seinen Wagen zur Verfügung stellte, damit er mehr spazieren führe als ginge. Aber auch die Familie Fellingner nahm sich seiner an, er mußte sogar einmal, als er sich besonders matt fühlte, bei ihnen eine Zeitlang wohnen, kehrte aber dann zu seiner alten Pflegerin,

¹⁾ Das Genauere findet sich in Reimanns Buche über Brahms, worin auch einige besonders schöne Bilder Klingers wiedergegeben sind.

der Frau Truchsa, zurück und ist in seiner Wohnung am 3. März 1897 gestorben.

Das war denn auch für mich ein schwerer Schlag und ich machte die schmerzliche Erfahrung, die keinem länger lebenden Greise erspart bleibt, daß er nämlich immer einsamer wird und die Mehrzahl seiner besten Freunde auf dem Friedhose aussuchen muß. Mir erblühte dann freilich ein wohlthuender Ersatz in meinen Kindern und deren Sprößlingen und Enkeln. Auch entschädigte mich meine Liebe zu der mir anvertrauten Jugend, und ich erlebte die Freude, daß mir eine nicht geringe Anzahl von Schülern herzliche Anhänglichkeit auch noch nach dem Abschluß ihres Schulbesuchs zeigte. Dies bewies mir auch die Feier meines siebenzigsten Geburtstags durch die große Zahl von Glückwünschen früherer Schüler, die mich mündlich oder schriftlich begrüßten. Freilich fehlte es auch in den darauffolgenden Jahren nicht an schmerzlichen Erlebnissen.

Mehrere meiner Freunde und Amtsgenossen raffte der Tod hin. Unter diesen war mir der Verlust des Direktors Dr. Böckel, den das Heidelberger Gymnasium erst nach meinem Austritt Ende Juli 1908 erlitt, besonders schmerzlich; er hatte sich nicht nur durch seine Schriften (Biographie Köchlys und Ausgabe der Briefe Ciceros) verdient gemacht, er war auch ein durch Liebenswürdigkeit und feinen Tact ausgezeichnete Lehrer, der meine Bestrebungen aufs wirksamste unterstützte. Ebenso nahe ging mir der ganz plötzliche Tod des Professors Dieterich in Heidelberg, der wenige Tage, nachdem er zur Staatsprüfung der Philologen nach Karlsruhe gekommen und auch bei mir einen Abend in voller Frische zugebracht hatte, auf dem Katheder in seiner

Universitätsvorlesung plötzlich infolge eines Herzschlages niederstürzte. Der dritte meiner alten Freunde, den ein plötzlicher Tod uns entriß, war Professor Ernst Hermann, der schon in Hamm mein Kollege gewesen war, dann eine Stellung am Gymnasium in Mannheim erhalten und zuletzt dem in Baden-Baden angehört hatte. Er ist auch durch eine Reihe literarischer Aufsätze und eigene Dichtungen weiteren Kreisen bekannt geworden.

So ist die Zahl meiner Altersgenossen gegenwärtig nicht mehr groß. Aber auch die gesamte Weltanschauung der heranwachsenden Generation wendet sich manchem neuen Gesichtspunkte zu, und das wird auch zu Änderungen im Lehrplan unsrer Schulen führen. Aber an den Grundlagen unsrer geistigen Bildung muß festgehalten werden. Ganz unvermeidlich ist eine Unterscheidung der verschiedenen Arten höherer Lehranstalten. Das Bestreben sie einander möglichst ähnlich zu machen, um Übergänge aus einer in eine andre zu erleichtern, hat bereits zu fehlgeschlagenen Versuchen geführt, und es kommt bei den Gymnasien alles darauf an, daß sie durch Einführung unsrer Jugend in die Sprache und Literatur des klassischen Altertums ihre Zöglinge für das Universitätsstudium richtig vorbereiten und ihnen Lust und Liebe zum höheren Studium einflößen. Stückwerk bleibt freilich alles menschliche Streben. Das hat auch der Schreiber dieser Blätter oft genug empfunden und meint es auch in seinen Bekenntnissen bewiesen zu haben. Seien sie denn dem Wohlwollen ihrer Leser empfohlen!
